

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Mexiko	135
Der preussische Adel von Hohenzollern. Von Werner von der Schulenburg	149
Die Heldin. Von Alfred Knobloch	150
Geldblendungen. Von Kadon	160

Nachdruck verboten.



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1914.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.**

Insertaten - Annahme durch die Anzeigenverwaltung der Wochenschrift "Die Zukunft" (Alfred Weiner)
 Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207. Fernspr. Zitt. 5740 u. 5737 (u. d. verleierte Umschlagseite).

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Hastrinkkur bei Nierengries, Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angesehene Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

1913 Besuch: 14,664 Personen. Versand: 2,278,876 Flaschen.

Man verlange neueste Literatur portofrei von dem
Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Richters Reiseführer

sorgfältig bearbeitet, mit den besten Karten, von handlichem Format.

.. *Stets neue Auflagen.* ..

Richters Wanderbücher

von kundiger Hand für die vielen Freunde des Wanderns geschrieben.

Käuflich in allen guten Buchhandlungen.

Versandliste kostenlos — wo nicht vorräg unmittelbar von

Richters Reiseführer-Verlag, Hamburg 1.

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

MOSSE & SACHS

Berlin NW. 7
 Unter den Linden 56
 (Haus Zöllnerhof)

Bankgeschäft

Fernspr. Zitt. 12450-52
 Telegramm - Adresse:
 Sannobank

Dr. Hoffbauer's (reg. gesch.)

JOHIMBIN-TABLETTEN

mit 0/006 Johimb. — Anregungsmittel ersten Ranges. — Kräftigend.

10 Tabletten = 2,25 M.	100 Tabletten = 13,50 M.
25 Tabletten = 4,— M.	200 Tabletten = 25,— M.
50 Tabletten = 7,50 M.	500 Tabletten = 50,— M.

Literatur versendet gratis: Elefanten-Apotheke, Berlin, Leipziger Strasse 74.

Constantin
Cigaretten
 * **Vornehmste Marke** ®



Berlin, den 2. Mai 1914.

Mexiko.

Hernando Cortez hatte, wie Mr. Woodrow Wilson, mit heißem Bemühen die Grundbücher der Rechtswissenschaft durchstöbert; hieß aber nicht, wie der Held von Princeton, Magister, Doktor, Professor gar und hat nie für Schiedsgerichte und Weltfriedensstiftung geschwärmt. Pußig ist uns, daß beide Juristen ihren gewaltsamen Eingriff ins Aztekenchicksal an der selben Stelle, vor *Wetzlar, am 1. April 1519*, begannen.

Aber 1519 ging es anders zu als 1914. Der Konquistador aus Estremadura, der schon im dritten Lebensjahre, als Farmer und Goldgräber, seinen Säckel gefüllt, dann dem Statthalter Diego Velazquez die Führung des Erobererzuges abgeliefert hat, braucht sich nicht in den Talar des Moralpredigers zu mummen. Er ist fromm, pflanzt das erste Christenkreuz in die Indianererde und nennt drum die Stadt, die dort entstehen soll, Villa Rica de la Vera Cruz. Doch er weiß, daß mit Gebet und Mahnung wilde Menschheit nicht zu überwältigen, nicht aus Barbarensitte zu schmiegeln ist; und läßt von dem Zweck, der klar vor dem Seherauge steht, die Mittel heiligen. Er konnte, da ihn, den von Volksgenossen, auf Befehl des Nebenbuhlers Velazquez, Bedrohten, das Heer Montezumas in Rückzug gezwungen hat, unter einer Cypresse, in dunkler Nacht, bitterlich weinen. War in der Morgenfrühe aber wieder frisch, hart, zum Schwersten entschlossen. Er ließ Guatemotl, den letzten Aztekenkaiser, ohne Erbarmen sol-

tern und rastete nicht, bis das Reich dem Spanierkönig unterthan war. Ein hübscher Ertrag des Aufwandes von elf Schiffen, vierhundert gedrillten Söldnern und zehn Geschützen. Auch über vier Feldschlangen soll er verfügt haben; wichtiger mag ihm die schlaue Indianerin geworden sein, die er, als Liebchen, Kundschafterin, Dolmetscherin, aus Tabasco mitnahm und die den Glauben ausraunte, der Römmling sei der Lustgott Quezalcoatl, dessen Wiederkehr, als des Segenbringers, Wohlstandspenders, das Volk wie eines Heilands ersehnte. So Ungeheures hat Cortez gewagt und, in zwanzig Jahren, erfochten, daß seinen Herrn die Dankeschuld drückte. Den Raziſten-Mittelamerika hat er die Krone gebrochen; Kaiser Karl läßt den unbequem großen Feldherrn im Pestbezirk der Ungnade den Lebensrest verknirschen. Aber Mexiko ist spanisch. Das Land wird bebaut, der Boden vom Spaten durchwühlt; und mit den Siedlern kommen die Mönche. Rasch wird die alte Kirche auf dieser neuen Erde reich. Ihr Oberhaupt bleibt der ferne König von Spanien. Der ist Caesar und Papst, duldet keinen Legaten, ernennt die Bischöfe, kauft dem Kollegen in Rom die Bullen ab und verschachert sie mit Profit an die bekehrten Enkel der Tolteken, Zapateken, Tapaneken, Azteken. Vor hundert Jahren begann der Abfall des neuen vom alten Spanien, das seine jüngsten Kinder mit ruchloser Dummheit ausgebeutet, geknechtet, gemartert hatte, nun aber unter Bonapartes Fangkrallen stöhnt. Die ersten Rebellen werden erschossen. Dem überlebenden Mestizen Guerero aber verbündet sich der (vom Vizekönig wider ihn entsandte) Spanieroberst Augustino Iturbide; hißt die grün-weiß-rothe Flagge und fordert: Unabhängigkeit von Spanien, einen König (aus dem Haus der Bourbonen), der in Mexiko wohnen und mit heiligem Eidschwur sich der Verfassung angeloben muß; Gleichheit des Bürgerrechtes für Spanier und Mexikaner. In den maderiber Cortes sitzt kein Cortez; und da die Herren von gestern, statt kräftig zu handeln, die Zeit verfaseln, läßt Iturbide sich, als ersten Augustin, zum Kaiser von Mexiko führen. Mai 1822. Im März 23 muß er abdanken, nach England fliehen (und wird, als er wiederkehrt, in Tampico erschossen). Republik. „Warum sollen wir nicht das Modernste haben?“ *Estados Unidos de Mexico*. Was der Yankee, unter James Monroe, in seinen United States vermag, kann auch der Kreole. Wäre ihm sonst gelungen, der

Krone Spaniens den kostbarsten Reif auszubrechen? An Selbstvertrauen fehlt es nicht; nur an festem Herrnwillen, der Ordnung erzwang und die Volkskraft vor unnützlicher Verzettlung wahrte. Die aber war das dreiste Unterfangen, Texas am Eintritt in die Vereinigten Staaten von Amerika zu hindern. Bitter hat Mexiko gebüßt; die Nordmänner zerstriemen die Haut des Landes und nahmen ihm, im Frieden von Guadalupe-Hidalgo, anderthalb Millionen Quadratkilometer, die Hälfte seines Gebietes, für die fünfzehn Millionen Dollars, „als Entschädigung“, hingeworfen wurden. Ruhe? Nicht ein Jahr lang. Jeder Bandit ernennt sich zum General. Jeder General will Präsident heißen und Diktator sein. In vierzig Jahren sind sechsunddreißig. Der Kühnste und Schlauste, Santa Ana, hat sich seit Guadalupe in die Schachermachei mit den Leuten aus Washington gewöhnt; er verläuft ihnen, für zehn Millionen Dollars, das Tafelland von Arizona und wird, mit voller Tasche, weggejagt. Ein Anderer, Comonfort, etablirt sich als den Hort der Freiheit, weist die Jesuiten aus, öffnet die Häfen; wird aber von der Klerisei und deren Degen, dem General Zuloaga, gestürzt. Doch schon lauert in Veracruz der Indianer, der die um die Krippe summenden Kreolen wie Ungeziefer vertilgen und das Land der zweitausend Götter in neuen Schicksalswirbel reißen wird: der vierundfünfzigjährige Zapateke Carlo Benito Juarez. Auch ein Jurist; einer mit Kupfersell. Advokat und Richter, Gouverneur und Justizminister. Als Günstling der Vereinigten Staaten wird er Präsident; erklärt der Römervkirche offenen Krieg, will ihr allen errafften Besitz und neue Einkunstmöglichkeit nehmen, aber auch dem Ausland zwei Jahre lang aus den Rassen der armen Heimath keinen Zins, nicht einen Peso, zahlen. Darob ergrimmen die Hauptgläubiger, England, Frankreich, Spanien; und vom Fels Petri aus wird mit langem Haken jedes Feuerchen geschürt. Die Vereinigten Staaten durchtobt der Bürgerkrieg. Unmöglich, sich jetzt einzumischen oder mit der Sakralformel Monroes die Westmächte von der Küste zu scheuchen. Die drohen mit blanker Waffe. Dreihundertvierzig Jahre nach Cortez landet wieder ein spanisches Geschwader in Veracruz. Schlägt die Stunde, die den Aufruhr Iturbides rächt?

1861. Juarez hat, als Präsident der Estados Unidos, den Staat von der Kirche getrennt, alle Klöster geschlossen und das Kir-

hengut eingezogen. Doch geht's im Lande der Montezuma und Guatemot wie später im Frankreich der Combes und Duez: nur ein Theil des konfiszierten Geldes (achtzig Millionen Pesos) fließt in die Staatskassen; der andere Theil des Paktolos versichert vor dem Ziel. Mexiko kann seine Gläubiger nicht bezahlen. Im Oktober verbünden sich England, Frankreich, Spanien, um gemeinsam ihre Forderung durchzusetzen. Doch schon im April 1862 lehren die britischen und spanischen Truppen nach Europa zurück: weil man in London meint, alles Nöthige sei durch Verhandlung zu erreichen und Britanniens Interesse niemals an pariser Sonderpläne geknüpft. Louis Napoleon hat gegen den Abzug der Verbündeten nichts einzuwenden. Schon als Prätendent hat er in einer Denkschrift auf die wachsende Bedeutung Mittelamerikas hingewiesen. Nun ist er Kaiser der Franzosen, hat Nikolai Pawlowitsch, den gefürchteten Zaren aller Reussen, besiegt und darf hoffen, die Einheit aller lateinischen Völker, auch der in Amerika wohnenden, unter seinem Szepter noch zu erleben. Ein des großen Oheims würdiger Plan. Mexikanische Priester haben nach Madrid und Paris die Lockpost gebracht, am Colorado und Rio Grande sehne eine geknechtete Menschheit die Franzosenherrschaft herbei. Die ganze spanische Klerisei bläst die Funken zur Flamme an Frankreich? Der zweimal feierlich verkündeten Losung „L'Empire c'est la paix“ wird nirgends geglaubt. Frankreich ist noch gleichgiltig; wird sich des Sieges aber, wie jedes Prestige zu wachsen, freuen. Daß bei der Einschiffung der Truppen der Ruf „Vive la République!“ hörbar wurde, ist nicht der Redewerth; gern geht kein Soldat in ein Fieberland. Schlingt sich das erste Lorbeerreis um die Fahnen, dann wird die Armee empfinden, daß hier, wie bei Sebastopol, für ihre Macht, ihre Zukunft gestritten wurde. Ein Bißchen lange dauert's ja bis zum ersten Sieg. Endlich ist, im Mai 1863, Puebla genommen und Forey kann an der Spitze der kaiserlichen Truppen in die Hauptstadt einziehen. Im Juli meldet Bismarck seinem König, Rouher habe ihm die Besetzung der Stadt Mexiko mitgetheilt. Wilhelm schreibt neben den Bericht: „Glück hat Er!“ (Er: Louis Napoleon.) Bismarck schreibt darunter: „Pourvu que cela dure?“ Daß Wort Laetitia's Bonaparte; das beweist, wie klar damals schon der ungeblendete Blick des preussischen Ministerpräsidenten die Möglichkeit der Entwicklung sah. Erzherzog Maximilian von Oester-

reich, Franz Josephs jüngerer Bruder, der, seit er nicht mehr Generalgouverneur der Lombardei und Venetiens ist, als ein stiller, mit literarischer Arbeit beschäftigter Mann auf seinem Schloß Miramare bei Triest lebt, läßt sich von Louis Napoleon und Rouher überreden, die Krone des zu schaffenden Kaiserreichs Mexiko anzunehmen. Er entsagt seinem Ugnatenrecht auf die österreichischen Länder, empfängt aus den Händen der frommen Granden von Mexiko die Krone, holt sich aus Rom den Segen und zieht am zwölften Juni 1864 in die Hauptstadt Mexiko ein. Da hat Bazaine, der Mann von Sebastopol und Solferino, inzwischen den General Forey im Oberbefehl abgelöst. Berauscht ihn die Erinnerung an das große Loß, das den Marschällen Bonapartes fiel? Träumt er, selbst Kaiser zu werden? Dem Oesterreicher ist er ein schlechter Berather. Der schwankt unschlüssig zwischen den beiden Parteien; will die Amerikaner, denen er den Schein kaiserlicher Macht dankt, nicht kränken, ihnen aber auch das Kirchengut, nach dem sie langen, nicht zurückgeben: und bewirkt, mit zagem Laviren und schwächlichem Zaudern, nur, daß ihm beide Parteien mißtrauen. Bazaine drängt ihn, Juarez und dessen Anhänger zu ächten; kann aber, trotz dem Aufgebot fremder Legionen, im Kaiserreich nicht Ruhe stiften und erreicht nicht einmal die Niederwerfung der vom Norden her fortzüngelnden Guerilla. Der Geächtete rückt vom Paso del Norte mit schwellender Macht gegen die Hauptstadt vor. Inzwischen hat General Grant das Südstaatenheer bei Five Points geschlagen, Sherman die Ueberbleibsel zur Kapitulation gezwungen: im Mai 1865 ist der Bürgerkrieg durch den (mit dem Blut von fast dreihunderttausend Menschen erkauften) Sieg des Nordens beendet. Nun zeigt sich, wie falsch der Franzosenkaiser gerechnet hat. Auch in England war Lincoln seit dem Beginn des Krieges gegen die Sklavenstaaten ein blutgieriger Tyrann gescholten und jeder Sieg, den Ulysses Grant in Virginien erfocht, wie eine Schwächung der Menschheitskultur betrauert worden. Doch die Regierung weiß, was sie will. Frankreich hat im Krimkrieg für Englands Zukunft gekämpft; durch die Schließung der Meerengen die Flotte, die gegen die britische Seegewalt ein starker Bundesgenosse werden könnte, gezwungen, dem Mittelmeer fern zu bleiben. Wenn es sich jetzt in Europa (durch den Versuch einer Intervention in den Streit um die Elbherzogthümer)

gegen die werdende deutsche Einheit, in Amerika (durch die Förderung des bonapartisthem Muster nachgeahmten Erbkaiserthums Mexiko) gegen die Vereinigten Staaten engagirte, durfte Britanien sich auch dieses Handelns aufrichtig freuen. Louis Napoleon tappt noch einmal in die Falle. Er sieht nicht, welche ungeheure Macht unterm Sternenbanner heranwächst, glaubt an den Zerfall der Union und hofft, den in den italienischen Kämpfen geminderten Anspruch auf die Hegemonie in den Lateinerreichen durch amerikanische Erfolge rasch wieder zu stärken. Der Onkel hat mit James Monroe, der 1803 in Paris Gesandter war, den Vertrag geschlossen, der Louisiana den Amerikanern abtrat; der Nefse, der die Neue Welt doch aus eigener Anschauung kennt, hält die Monroe-Doktrin vom zweiten Dezember 1823 für eine ernster Beachtung unwerthe Phrase und ist überzeugt, daß Amerika sich gegen die Einmischung einer europäischen Großmacht nicht sträuben werde. Er irrt. Kaum ist der Bürgerkrieg beendet und die Herrschaft des Nordens unbestritten: da treibt die Volksströmung den Präsidenten Johnson, Lincolns Nachfolger, zu drohendem Widerspruch gegen die französische Ingerenz. Und die Drohung wirkt sofort. Zwar hat der Franzosenkaiser dem Erzherzog Maximilian in einem unzweideutigen Vertragsparagraphen zugesagt, daß er das französische Corps acht Jahre lang, von 1864 bis 72, in Mexiko lassen und gegen jeden Feind des neuen Regiments zur Verfügung stellen werde. Nach dem ersten einschüchternden Wink aus Washington ruft er aber, schon im Februar 1867, die Truppen zurück. Bazaine rath dem Oesterreicher, der Krone zu entsagen und heimzureisen. Vergebens. Maximilian will nicht als ein Titularkaiser ohne Land, ein ruhmloser Abenteuerer lächerlich werden. Will weiterfechten; trotzdem er hört, daß die abziehenden Franzosen seinen Feinden Waffen und Kriegsgeschütz verkauft haben. Am fünfzehnten Mai 1867 wird die Festung Queretaro, in die er geflohen ist, durch den Verrath des Obersten Lopez dem Juaristen-general Escobedo ausgeliefert. Am neunzehnten Juni Maximilian, nebst den Generalen Miramon und Mejia, nach kriegsgerichtlichem Spruch vor den Wällen von Queretaro erschossen. Admiral Tegetthoff holt auf einem Kriegsschiff die Leiche nach Wien.

Am ersten Juli (das Neue fliegt noch nicht so schnell wie heute durch die Welt) hört Theodor von Bernhards am Tisch Usedom's,

dessen unklare Diplomatenberichte er, auf Bismarck's Befehl, ergänzen soll, von dem Oesterreichischen Gesandten Baron Rübeck die Nachricht vom Tod Maximilians und schreibt in sein Tagebuch: „Welche Schmach für Frankreich!“ Kardinal Antonelli sagt zu Odo Russell, der England in Rom vertritt, alles Unglück Oesterreichs sei aus der Thatsache zu erklären, daß die Dynastie, die das Konkordat schelten lasse und dem Protestanten Benedek einen fast unbegrenzten Machtbezirk einräume, der Kirche den ihr gebührenden Gehorsam weigere; „deshalb ruht Gottes Hand so schwer auf dem Hause Habsburg: denken Sie nur an Maximilian!“ Auch Louis Napoleon empfängt die Unheilspost nicht früher als Rübeck. Sie plagt in die Stunde, wo er in die Weltausstellung fahren und unter großem Gepräng die Preise vertheilen will. Daran ist nun nicht zu denken. Ein böses Jahr. Zuerst der erzwungene Verzicht auf Luxemburg; dann der polnische Mordversuch; nun gar die Trauerkunde aus Mexiko. Gerade in der Woche, wo Franz Joseph mit seiner Frau in Paris erwartet wird. Dieser Besuch ist einstweilen unmöglich. Mit dem Dank für Napoleons warmen Beileidsausdruck kommt aus Wien, auf Beust's Befehl, die Erklärung, Maxens Schatten solle die Freundschaft der beiden Kaiserhäuser nicht trüben; die Wiederaufnahme des persönlichen Verkehrs müsse aber, nach dem tragischen Ereigniß, dem Empereur überlassen bleiben. Eugenie rath zu einem Kondolenzbesuch, die Staatsmänner stimmen zu, Franz Joseph ist einverstanden (nur seine und Maximilians Mutter, Erzherzogin Sophie, will diese Gäste nicht sehen) und Napoleon reist mit seiner Frau nach Salzburg ab. Incognito. Dennoch werden sie in Baden und Württemberg von den Monarchen begrüßt und der Bayernkönig Ludwig geleitet sie bis an Oesterreichs Grenze. Incognito? Salzburg prangt im Schmuck französischer Fahnen, am Bahnhof harret die Ehrencompagnie und Franz Joseph hat die Grafen Beust und Andrássy, die Geschäftsführer beider Reichshälften, mitgebracht. Bismarck rechnet mit der Möglichkeit, daß der verstimmte Sachse Beust die wiener Politik in die „Richtung der Revanche“ (für Königgrätz) drängen, ein Trugbündniß mit Frankreich erstreben werde; und antwortet auf die Note, die den Eindruck des salzburger Fünfstagewerkes wegharken soll, mit lauter Warnung vor dem Versuch fremder Einmischung oder Vormundschaft, den das deutsche Nationalgefühl

nicht wehrlos dulden werde. Zwei Monate zuvor war er mit seinem Herrn in Paris; wurde von Napoleon und Eugenie durch besondere Huld ausgezeichnet und sah, auf dem Weg nach Longchamp, den König dem höflichen Gruß der Menge danken, die doch wußte, daß Wilhelm die aus dem böhmischen Feldzug bekannte Rappstute Sadowa ritt. Als der Preuße aber nach der Parade die Haltung der Truppen rühmt, sagt Marschall Vaillant: „Danke, lieber Graf. Alles schön und gut; doch Ihr Preußen seid uns zu groß geworden. Eines Tages müssen wir die Klinge kreuzen.“ Am Frühstückstisch im Kaiserpalast. Bismarck läßt sich im Rauhen nicht stören; lächelt den Marschall freundlich an und erwidert artig: „Kreuzen wir also, wenns sein muß.“ Dann folgt, ein Jahr nach dem Prager Frieden, die austro-französische Konferenz und Moutiers „Unregung“, Preußen möge die Selbständigkeit Dänemarks achten. In pariser Zeitungen wird erzählt, der König von Preußen habe von den Buttes-Chaumont auf die Stadt niedergeblickt, die Hand ausgestreckt und gerufen: „Da sind wir 1815 eingezogen!“ Seitdem, habe ihm Haußmann geantwortet, ist Paris so stark befestigt worden, daß der Eintritt jetzt weniger bequem ist. Schon läßt die schwüle Luftstimmung das nahe Gewitter ahnen. Rocheforts rothe Lanterne schreit durch alle Gassen, daß am Rio Grande del Norte der schmachliche, betrügerische Bankerot des Bonapartismus begonnen habe. Der Holländer, der auf dem Stuhl des Korsen sitzt, hat Rußland geschlagen, Italien den Oesterreichern entwunden, das Imperium in Mexiko aber nicht zu erhalten vermocht; kann er das auf deutscher Erde vorbereitete nicht hindern, dann bleicht sein Stern. Allzu tief hat die Erinnerung an Luxemburg und Queretaro sich ins Galliergedächtniß gegraben. Das Kaiserreich muß sterben, wenn ihm nicht eine neue Sonne erwacht. Seit Maximilians Todestag lehzt Louis Napoleon nach der Gelegenheit zu weithin strahlendem Waffenruhm. Und geht nach Sedan.

Alles wiederholt sich nur im Leben. Schulmeister Wilson kündigt fast täglich dem Erdkreis: „Den Mexikanern grolle ich nicht; ich will sie ja von den Frevlern befreien, in deren Joch sie ächzen.“ Genau so sprach Forey, Napoleons General, nach der Landung in Veracruz: „Der Kaiser der Franzosen will nicht das mexikanische Volk bekämpfen noch in dessen innere Angelegenheiten eingreifen, sondern es nur aus den Klauen einer gewissenlosen Re-

gierung erlösen, die das Völkerrecht schändet.“ Bazaine (der eine reiche Mexikanerin geheirathet hat und nicht nachts nur von einer Krone träumt) findet noch zärtlichere Töne. Ruhig hört sie Juarez. Ihm haben, wie jetzt den Raubmördern Villa und Carranza, die Vereinigten Staaten von Amerika Waffen und Geld geliefert; er ist seiner Sache sicher und kann die Stunde wählen, die das Leben der bleichen Eindringlinge endet. In dem kalten Bergnest Quere-taro wird, wie in einer Mausfalle, Maximilian gefangen. Mit Mejia und Miramon haust er, fern von seinem Stab und Gefolge, in drei Zellen des alten Kapuzinerklosters. Am vierzehnten Juni 1867 werden die Drei zum Tod verurtheilt; am sechzehnten soll das Urtheil vollstreckt werden. Maximilian ist aufrecht und hat die Kraft, heiter zu scheinen. Welchen Rock, fragt er, zieht man für solche Ceremonie an? Keine Ahnung, antwortet Mejia; „ich habe eben so wenig wie Eure Majestät bis heute die Ehre gehabt, erschossen zu werden.“ In der letzten Stunde kommt der Befehl, die Vollstreckung aufzuschieben. Gnade? Nein. Die Fürstin Salm, die gekrönten Häupter Europas haben gebeten, den Verurtheilten das Leben zu schenken, und sich dafür verbürgt, daß Keiner je wieder Mexikos Boden betreten werde; der Vertreter Preußens hat den Sieger gemahnt, dem Aufschub nun nicht den Befehl folgen zu lassen, der, wider Menschlichkeit und Moral, mit eines zweiten Todes Qual schreht. Vergebens. „Die Begnadigung Maximilians von Habsburg wäre ein Rechtsbruch und eine Gefahr für die Zukunft unserer Republik.“ Am neunzehnten Juni gehts, unter dunkelgrünen Eiben, durch tiefen Sand, über Wiesen und Geröll, auf den ausgehörrten Cerro de Las Campanas. Der Habsburger bittet, ihm nicht die Augen zu verbinden. Drei Männer verbluten auf dem Steinhügel. Drei Säulen aus rothem Granit bezeichnen dem Wanderer die Richtstätte. Aus dem verfallenden Kapuzinerkloster (dessen Kirche jetzt der Heiligen Jungfrau von Lourdes geweiht ist) wird Maximilians Leib in die wiener Kapuzinergruft helmgesholt. Und Venito Juarez schaltet als Herr im Ustekenland.

Vor ihm aber zieht ein Anderer in die Hauptstadt ein: Sennor Porfirio Diaz, der, wie Juarez, aus dem Indianerblut der Küstenprovinz Oaxaca stammt. Schon als Sechzehnjähriger stand er auf dem Kriegspfad. Focht gegen die Yankees, gegen Santa Ana, den Oesterreicher: gegen Jeden, der sich an den Quell der Macht setzen

wollte. Er hat Puebla erlürmt, den General Marquez in die Flucht geschlagen und damit die Mißwende im Schicksal Maximilians bestimmt. Er wagt den Wettbewerb mit Juarez, muß ihm weichen, bekämpft den nächsten Präsidenten, Lerdo de Tejada, birgt sich, da ihm das Wetter noch nicht günstig ist, ins Gebiet des Sternenhanners, kehrt, als Lerdo vom Rebellenhaufen des Iglesias bedroht ist, zurück, schlägt beide Heere und reißt im Februar 1877 alle Hoheitszeichen der Staatsgewalt an sich. Bis in den Maimonat des Jahres 1911 hat er sie, fast sieben Lustren lang, in seiner Faust behalten; auch, wenn ihm nöthig schien, als Ressortminister für raschen Eisenbahnbau oder als Gouverneur für die Wirthschaft der Heimathprovinz Oaxaca zu sorgen. Was das Silbereden, das Steinölparadies geworden ist, ward es durch den zähen Willen dieses von Furcht und Mitleid, Gewissen und Menschlichkeit niemals angefränkelten Mannes. Aus unbefangenen Auge, so ruhig, wie dem Politiker kaum gelänge, hat ihn Graf Harb Kehler gesehen, der vor sechzehn Jahren seine „Notizen über Mexiko“ veröffentlichte. „Als soldatisch gedrückter und mit den reichern Grausamkeitsmitteln des neunzehnten Jahrhunderts arbeitender Ludwig der Erste oder Cesare Borgia dient Diaz, geschickter als seine Amtsvorgänger, zu gleicher Zeit seinem Ehrgeiz, seinem Bankkonto und seinem spätestens am eigenen Wirken erwachsenen Patriotismus. Er unterdrückt die unabhängigen Briganten im Land und das offene Plündern der vom Staat Angestellten und verbindet damit ein Geschäft für sich: er läßt sich am Gewinn der vielen Unternehmungen theilhaben, die unter seiner Herrschaft aufzublähen anfangen. Bleibt er am Ruder, dann wird Mexiko die zweite wirthschaftliche Großmacht Amerikas. Nominell ist es eine Föderativ-Republik mit Zweikammersystem und einem alle vier Jahre vom Volk zu wählenden Präsidenten. Doch wo noch Wahlen markirt werden, sind es Scheincereemonien; und in vielen Provinzen geben sich die Gouverneurs nicht einmal mehr die Mühe, ein erdichtetes Wahleresultat zu verkünden. Diaz wählt alle vier Jahre feierlich sich selbst wieder zum Präsidenten. Aus der konstitutionellen Republik ist eine unumschränkte Monarchie geworden. Wer protestirt, wird das Opfer der Ley Fuga: der Polizeibefugniß, auf fliehende Arrestanten zu schießen. Mißvergnügte werden arretirt, fliehen und werden erschossen. So vermeidet man Prozesse, deren Ausgang ungewiß wäre, weil die Ge-

richte privater Bestechung zugänglich sein könnten. Auch wirkt solcher plötzliche Tod auf die Volksphtasie viel stärker als eine vom Gesetz vorgeschriebene Hinrichtung. Nach aller Verständigen Urtheil macht nur der Schrecken hier tiefen Eindruck. In Puebla saß ich beim Pelotospiel neben der Loge des Präsidenten. Er ist ein schöner Mestize mit kurzgeschnittenen grauen Haaren und soldatisch gebräunttem Gesicht. Trotz seinem militärischen Rang trug er Civil, sehr gut gemachtes; wahrscheinlich aus London importirt, wie seine Manieren. In die am Meer liegenden Verließe der Festung Vera-cruz verschwindet, was von der politischen Opposition nicht der Ley Fuga zum Opfer fällt. In jedem der feuchten Steingewölbe liegt eine Herde Gefangener; die Reihen aschgrauer Gesichter, deren Augen in den zu tief gewordenen Höhlen unsichtbar sind, gleichen einander wie Totenschädel an Katakombenwänden. Die kräftigsten Verbrecher werden ins Heer gesteckt und im Offiziercorps sollen die Banditen, die Diaz ihm gesellt hat, klugsähig geworden sein. Man staunt hier immer wieder über den Kontrast zwischen den Erfolgen der Regierung und den Mitteln, durch die sie sich erhält. Der Versuch Maximilians (Unstand walten zu lassen) hat die Nothwendigkeit erwiesen, Mexiko zu regiren, wie Diaz es regirt.*

Solchem Urtheil (eines Europäers und Künstlers von feinsten Kultur) vergleiche, von derber Erdenlust straffer Germane, die Bannbulle des Professors Wilson. Der kann, als Präsidenten von Mexiko, einen Mann nicht anerkennen, „dessen Hand vom Blut Unschuldiger besudelt ist.“ Konnte aber zwei Mordbrennerhäuptlingen, die der Blödeste nicht mit den redlichen Kämpfern für Mexikos Freiheit, etwa dem tapferen Priester Hidalgo, verwechseln dürfte, zwei Duzend Kanonen, dreißigtausend Gewehre und Munition für einen halbjährigen Krieg liefern. Konnte Waffen, Geschosse, Geräth ins Lager der Rebellen schmuggeln und der im Verfassungrecht wohnenden, von allen Großmächten Europas anerkannten Regierung die Zufuhr von Wehrmitteln abschneiden. Seit Diaz weggejagt ist (der fast Vierundachtzigjährige bietet sich jetzt, noch munter, als Nothhelfer an), ward nie wieder Ruhe zwischen dem Rio Grande del Norte und dem Stillen Ozean. Madero, Lasubian, Felix Diaz, Huerta, Villa, Carranza: wer nennt die Namen all der „Generale“, die in diesen drei Jahren einander die Macht und die Krippe bestritten? Schon im Juli 1911 wurden

in der Fabrik Kovadonga, dicht bei Puebla, Deutsche gemordet; und der Vertreter des Deutschen Kaisers nannte den Präsidenten Madero, der in sechs Monaten die Schuldigen nicht zu packen vermochte, „einen Patriot und Ehrenmann, an dessen Wort der Zweifel sich nicht heranwagen darf.“ Dem nur, leider, nicht gelungen war, die Schurken zu fassen, die drei deutsche Männer geschlachtet und einen davon, ehe auch ihn das Messer traf, gezwungen hatten, mit gebundenen Gliedern zu sehen, wie zwei Duzend der Strolche, einer nach dem anderen, seiner Ehefrau die tiefste Geschlechtsschmach anthaten. In dem Schmelzwerk Los Arcos wurden zwei alte deutsche Damen von dreißig Räubern überfallen und ausgeplündert. Den patriotischen Ehrenmann aber, der auf seinem Präsidienstuhl schon unsicher zappelt, grüßen einundzwanzig Schüsse aus deutschen Schiffskanonen. Er ist gerührt, läßt die Mörder von Kovadonga einsperren; und, nach einer Weile, entwisphen und spurlos verschwinden. Trotzdem die freundliche Sitte der Ley Fuga noch nicht abgeschafft ist. Ward Alles vergessen, was seitdem geschah, und nicht bedacht, daß unsere Landsleute auf die Gnade der Banditen angewiesen sind, wenn die Anarchie in dem Land fortdauert, daß, nach Razels Wort, nur unter einer zu schonungsloser Niederzwingung jedes Aufruhrversuches entschlossenen Regierung gedeihen kann? Huerta hätte längst Ordnung gestiftet, wenn der Geld- und Waffenmarkt ihm nicht, auf den Wink des hehren Magisters Wilson, gesperrt worden wäre. Am neunten Apriltag soll er das Sternenbanner der Vereinigten Staaten beleidigt haben. Vor, um und in Tampiko wurde heftig gekämpft. Die Rebellen haben die Eisenbahnschuppen überumpelt und werden von den um eine Brücke gesammelten Regierungstruppen beschossen. An dieser Brücke will die Pinasse eines amerikanischen Kanonenbootes landen. Sie zeigt keine Flagge, wird aber als der Macht zugehörigerkannt, die überall die Rebellen begünstigt und den Verkehr mit der Landesregierung ablehnt. Daß einen vom Kriegsbrecht beherrschten Platz nur der Befehl des Kommandanten öffnet, könnte der Zeus des Kapitols von Washington wissen; und in Tampiko fordert der Todfeind der Kommandogewalt Einlaß. Da die Mannschaft der Pinasse ohne Passirschein an Land gehen will, läßt der mexikanische Oberst, der auf der Brücke befiehlt, sie, einen Offizier und neun Mann, verhaften. Der ihm vorgesetzte General widerruft sofort den Haftbefehl und attachirt der Mannschaft einen Stabsoffizier, der dem

amerikanischen Admiral das Bedauern des Befehlshabers von Tampico ausspricht. Der, heißt's, soll selbst an Bord des Kanonenbootes kommen. Huerta wiederholt, als ihm der Vorgang gemeldet worden ist, den Ausdruck des Bedauerns und schickt den Oberst, der die Amerikaner einsperren ließ, in Arrest. Kann er zur Schwächigung eines Nachbarn, der wider ihn Banditenheere waffnet, mehr thun? Ja, sagt Mr. Wilson: er kann und muß unsere Flagge salutiren. Einverstanden; wenn das Kanonenboot jeden unserer Schüsse erwidert. „Unverschämte Zumuthung.“ (Wirklich? Die Leute von Tampico blieben ja unter dem Schirm des Rechtes und hatten sich nicht von einer Schuld frei zu betteln.) Die Stadt des Christenkreuzes wird bombardirt und von amerikanischen Truppen besetzt.

Am einundzwanzigsten April. Dreihundert junge Mexikaner sinken, unter der Küstenfestung San Juan de Ulua, unter dem Hafensegelplateau, auf das Cortez das Kreuz pflanzte, in den graugelben Staub. Weil Herr Wilson dem Ehrengesetz diese Genugthuung heischt. „Mein Herr Magister Lobesan, laß er mich mit dem Gesetz in Frieden!“ Graut ihm vor so häßlichem Sieg? Fünf Tage danach nimmt er den Vermittlerdienst der drei Republiken Argentinien, Brasilien, Chile an. Seit dem vierten März 1913 ist er Präsident. Hat, der Idealist, Pazifist, Sozialist, auf zwei Dritteln der bewohnten Erde das Gefühl freundschaftlichen Respektes vor den Vereinigten Staaten erkalte; und muß seine mächtige Heimath nun der Fürsorge des Südens empfehlen. In der gemeinen Wirklichkeit verblinden die allzu Friedfertigen. Nikolai Alexandrowitsch, dessen Flöte in den Haag rief, wird von Holzspekulanten an den Walu geheßt; Herrn Woodrow Wilson, der das Weh der Menschheit in den Sümpfen der Schiedsgerichtssprüche wegbaden will, locken gierige Delhändler durch die saftigen Weideplätze von Texas bis an die Silberkuppeln der über Bananenhainen und Magnolienwäldern himmelan blinkenden Tropenvulkane. Daß er den Vermittlerdienst annahm, ist den Lateinerrepubliken, auch wenn ihr Mühen ertraglos bleibt, ein Triumph; wie es den Griechen, Rumänen, Tschernagorzen einer wäre, wenn Oesterreich-Ungarn ihrer Weisheit die Schlichtung seines Zwistes mit Serbien anvertraute. Kein fröhlich klingendes Vorspiel zum Panamafest, das den Angloamerikaner in der Glorie des Erdtheilbeherrschers zeigen sollte. Der erste Akkord einer Jubelkantate, die des Corteztages vierhundertste Wiederkehr grüßen soll? Die Spa-

nierenkel, deren Rüste die Sterne und Streifen des Kanaltyrannen allzu oft, allzu nah sehen wird, streben in Willenseinheit; und der Gesandte des Königs, den eine Habsburgerin einem Bourbon gebär, wird ihre Stimme. Die Erde freit; das Kreuz steht fest.

Der Sinn mexikanischer Hieroglyphen war vom Fremdenauge nie leicht zu deuten. Ein Land von noch kaum vorstellbarem Reichthum: und ein in schmutzigem Elend darbendes Volk. Tapfer, der Todesfurcht eben so fern wie die Japaner, kräftig und vor dem schmalsten Näpfchen mit Mais und Knoblauch noch heiter, wenn Blumensträuße die Hütte durchduften, Mohn und Jris die kahle Wand pukt. Ein Tropenvolk; in glühender Sonne erwachsen, in grelle Farben, schrille Freuden gewöhnt, ohne Sinn für, ohne Sehnsucht nach Ordnung. Sein Empfinden schäumt kochend jezt über den Rand des Seelengefäßes: und schon ist, unter Deinem staunenden Blick, der Schaum gefroren. Sein Glück brüllt. Und das Wort, dem es gehorchen soll, muß schallen wie eine Posaune. Spanisch ist das Kleid, das ihm die lange, strenge Kirchengucht wirkte; und wenn dem oft mißhandelten, schmählich zerfetzten Leib der Heimath Gefahr droht, schart es sich vor das Bild der Madonna von Guadalupe. Vergißt aber nie, daß auf der Hauptstätte ihres Kultes einst die Azteken vor der Göttermutter im Staub lagen. Indianer, die Pelische und Messerzwang, Spanier zu spielen. Nur Männern mit dunkler Haut blieben sie in Geduld unterthan; nur in der Hand der Montezuma und Guatemol, Juarez und Diaz wurde ihre unstet flackernde Kraft zum starken Schwert. Daß Herr Francis Villa ein Räuber, Massenmörder, Jungfrauenschänder ist, würde sie nicht von ihm abschrecken; aber er ist Nordamerikaner, hat im Blafgesichterhcer der Vereinigten Staaten Treffen und Wehrgehang des Wachtmeisters erdient: und soll nun als Feldherr und Volkshaupt indianischen Männern gebieten? Ueber Büchern und Papier hat Professor Wilson die Erkenntniß des Lebensstromes verlernt; er sieht nicht, was ist: nur, was, nach seiner Schulmeistermeinung, sein mußte. Bis in das Kraterreich (in dem Cortez kein Denkmal hat) wirkte der Haß des Japanervorprunget. Schon schimmert wieder die Rothhaut durch die Tünche romanischer Civilisation. Neue Gemeinschaftsmöglichkeit leuchtet auf. Und der Volkstraum schaut den Herrn der Zukunft als Erben des Aztekenpeeres.



Der preussische Adel den Hohenzollern.

Nun sieht Ihr fünfhundert Jahr in der Mark.
 Schließlich ist Das kein lauer Quark.
 Ihr habt was gethan. Kein Ungeheuer
 War unter Euch, freilich auch wenig Feuer.
 Nur ein Genie, ein Kerl, der wiegt:
 Der Alte friß, der die Welt besiegt.
 Ihr habt nicht immer gerecht gehandelt,
 Habt sogar den preussischen Adel verschandelt.
 Ihr laßt ihn bluten; und dann, zum Schluß,
 Liegt Ihr ihn liegen. „Der Adel muß.“
 Ihr kamt als Fremde und seid es geblieben.
 Ein Bißchen Fronde nach unserem Belieben
 Habt Ihr uns nie so recht verziehn.
 Ihr versteht Das nicht. Nicht Friesack, Varzin,
 Nicht Das, was in uns rumort und brennt,
 Was anders will als der pp. Regent.
 Wir sind nun mal von anderem Blute.
 Uns ist noch etwas wilder zu Muth
 Als Euch mit fränkischen, feinen Sitten,
 Von Friedrich dem Ersten bis Friedrich dem Dritten.
 Wir fühlen noch immer als einen Schaden:
 Warum ist kein Quikow von Gottes Gnaden?
 Warum? Warum? Na, und so weiter . . .
 Wir waren doch Eure besten Streiter.
 Ihr behandelt uns schlecht. Das ist mal so.
 Ihr seid unsere Gegner. Das macht uns froh.
 Heut habt Ihr uns mal wieder vergessen,
 Müßt lieber bei Industriellen essen.
 Nur ruhig Blut! Es kommen noch Zeiten,
 Wo wir Euch wieder Attaquen reiten,
 Wo wir Euch aus dem Wurstkessel holen.
 Dann sammeln wir also feurige Kohlen?
 Nee. Man kann einfach nicht mehr von einander.
 Leben und Sterben: Hero — Eeander.
 Keiner ist mehr, der sich über Euch wundert.
 Drum sagen wir ruhig: Nochmal fünfhundert.

Werner von der Schulenburg.



Die Heldin.*)

Der Bergstrom war hoch angeschwollen, der sich bei einer Stadt im deutschen Mittelgebirge durch Granitschluchten einen Weg aus der fruchtbaren Thalmulde am Fuß des Rammes bahnt. Man schrieb Mai 188.. Der Süd Sturm schmolz seit Tagen mit Macht den Schnee der Hochfläichen. Er heulte Tag und Nacht; unablässig bröhlte das hohle Rauschen der entfernten Wälder herüber. Die riesigen Schneefelder, die haustiefen Wehen in den Klüften und auf den Blößen schrumpften und stürzten in sich zusammen. Jede Lehne, jeder Weg wurde zu Rinnsalen, die in Bächen und Flüssen zu einander strömten, sich nach tieferen Hängen ergossen und die Ufer überstiegen, gegen die Brücken flutheten, die eisernen Geländer wegrissen und davontrugen, steinerne Mauern zusammenbrückten und in den bräunlichen, reißend dahin stürzenden Strudeln begruben. Als Strom mit einem Gewühl zerstörter Lasten, entwurzelter Stämme, halbauftragender Nester und wälzendem Strauchwerk rollten die Gewässer in rasender Eile thalab.

Auf der sechzig Fuß hohen, in Bogen von Ufer zu Ufer gespannten Pfeilerbrücke stand ein dunkler Menschenhaum und beobachtete aus sicherer Höhe das unheimliche Schauspiel der Naturgewalten. Ihre schreiende Unterhaltung kämpfte mit dem Lärm, den Sturm und Fluth machten. Nur Einzelne gingen fort; die Zahl der Zuschauer wurde immer größer. Unter den Ankommenden war eine ältliche Frau, die an der Hand ein dem Kindesalter entwachsenes Mädchen führte. Beide, am Wochentag im Sonntagstaat, hatten einen längeren Weg zurückgelegt und kümmerten sich nicht um die Menschenmenge. Als sie von der Höhe der Straße herab an eine Biegung kamen, blieb die alte Frau erschöpft stehen und drehte dem Wüthen der Lüfte den Rücken. Das Selbe that das Mädchen; und Beide wandten so den Blick auf

*) Ein neuer Autor: Herr Alfred Knobloch. Kein Jüngling: ein Fünfziger. Er war Oberbürgermeister von Bromberg, dann Direktor des Hansabundes und ist jetzt Rechtsanwalt beim Kammergericht. Das muß erwähnt werden, damit nicht aus irrender Voraussetzung, wie über einen neuen Fabulirer, geurtheilt werde. Dieser Mann hat Vielerlei erlebt; und fühlt sich von einer unsagbaren Macht getrieben, aus dem Erlebniß Anderen Einiges weiterzugeben. Sein Erlebniß in anderer Menschen Hirnen und Herzen fruchtbar werden zu lassen. Sein erster Roman, „Gläserne Wände“ (bei Morawe & Scheffelt), eine Geschichte aus Preußens Ostmark, erwies ihn als ein ernstes, kräftiges, solides Erzählertalent, als einen Mann, der den Muth hat, Etwas zu wollen; und verdient die Beachtung, die er gefunden hat. Hier ist Einer, der nicht aus der Literatur kommt, doch den Weg in den Willen zur Kunst fand. Ein politisch empfindender Mann, der, mit langem Athem, erzählen kann. Auch einmal die Probe von dem Gegenheil. Warum nicht? Glückauf, Herr Anwalt des Rechtes und, zugleich, des Staates!

das Felsenbett des Stromes. Er schoß tief unter ihnen dahin, trotz seiner Breite wie ein Gießbach eilend, und verrieth durch große, trichternde Strudel seine Tiefe. Da trat die Alte bis an den Rand des Abhanges vor. Nur noch wenige Schritte, dann senkte sich die Wand jäh in die Tiefe. Ein starkes, eisernes Geländer, mit Pfosten in den Stein eingelassen, sicherte Wanderer und Wagen an dieser gefährlichen Stelle. Sie lehnte auf dem breiten, metallenen Sims, der bis zur Brückentwehrung hinauf führte, und blickte unverwandt hinab. Während das Mädchen das wilde Toben in der Tiefe bestaunte, schien die Alte nur nachzuspinnen und in Gedanken zu versinken. Kaum konnte das Mädchen sie bewegen, die Stelle zu verlassen.

„Wir treffen den Herrn Richter nicht mehr auf dem Amt, wenn wir uns nicht dazuhalten“, sagte drängend die Jüngere mit wohlklingender Stimme.

„Ich bin erst um zwölf Uhr bestellt; wir kommen zurecht“, war die Erwiderung, mit der die Alte ohne Hast den Weg fortsetzte.

„Was willst Du auf dem Gericht, Großmutter? Weshalb hast Du mich mitgenommen?“ Nach einer Pause setzte sie hinzu: „Dem Vater hab' ich nichts gesagt, weil Du mir's verboten hast. Aber der Herr Gegenvormund hat mich gefragt, ob ich nicht heute mit Dir gehe; und da hab' ich Ja gesagt.“

„Was Du auf dem Gericht sollst, wirst Du schon sehen“, antwortete, nicht unfreundlich, aber gelassen, die alte Frau, die verwitwete Besitzerin Dittrich. Das Mädchen war ihre Enkelin Sibylle Hanoch.

Dieser Weg der Frau und der Entschluß, ihn zu gehen, hatte eine lange Vorgeschichte.

Frau Dittrich war nicht so alt, wie sie, auf ihren großen Schirm gestützt, gebeugt und mühsam athmend, schien. Frauen ihrer Jahre waren, trotz der harten Arbeit, in den Bergen rüstiger und beweglicher. Aber das letzte Jahrzehnt hatte sie zu der hinfalligen Greisin gemacht, die jezt kaum den Weg von ihrem Heimathdorf nach der Kreisstadt zu Fuß zurücklegen konnte. Sonst benutzte sie ihren Wagen; als reiche Bauersfrau war sie es nicht anders gewohnt. Der heutige Weg hatte einen besonderen Grund, den sie so geheim wie möglich hielt; auch ihrem Sohn gegenüber, der zu Haus die Wirthschaft und die zugehörige Schmiede führte.

Die Familie der Frau Dittrich, geborenen Floris, war uralt, anfänglich auf der Bergschmiede; so hieß die Erbscholtisei, mit der seit Jahrhunderten die Schmiedegerechtigkeit für das große Bauerndorf verbunden war. Hart an der Straße, wo sie in die Thalebene ausmündet, mit geräumigen Vorplatz, lag der mächtige Bau nach früherer Art, mit zwei großen Kaminen und Schloten, Blasebälgen, Werkstatt, Metallräumen. Sie galt als die beste Nährstätte weit und breit; auf ihrem Ertrag hatte sich die übrige Wirthschaft aufgebaut: zweihundert Morgen gutes Land, Viehstand, Bergwiesen und ein schöner Fichtenschlag. Einen guten Steinwurf von der Schmiede entfernt, stand das alte Wohn-

haus mit der Jahreszahl 1650 im Thorbalken; gegen die großen Ställe und Scheunen klein und sogar unansehnlich. Die Sparsamkeit der Besitzer hatte bisher damit ausgeklagt. Wenn auch das Gut und sein Ertrag wuchs, die Familie blieb an Zahl und Bedürfnissen unverändert. Sie wohnten dicht bei einander; Jeder behalf sich.

Der alte Dittrich war als Schmied aus der Provinz in das Dorf gewandert, bei dem Vater seiner jetzigen Frau in Arbeit getreten und schließlich Schwiegersohn geworden. Es war dem alten Schmiedemeister schwer, daß der Nachfolger nicht Floris heißen sollte. Er wollte erst an Verwandte gleichen Namens verkaufen; aber die Tochter bestand darauf, daß der Zugewanderte Herr und Meister in der Bergschmiede werde. Aber nicht Eigenthümer. Das blieb die Frau. In ihrer Hand war der ganze Besitz vereinigt. Daran änderte sich nichts, als der Mann starb. Der Sohn blieb zu Haus; er war gelernter Schmied und Meister, verstand sich auf Landwirthschaft und konnte den Großknecht und das Gesinde anstellen und beaufsichtigen. Er war der einzige Sohn und wirthschaftete für sich; wenn er auch nicht auf Eigenem saß.

Noch glich der Sohn dem Vater nicht. Auch er war groß und stattlich und hatte die bräunlichen Locken, die beim Vater silberweiß waren; das selbe gute Herz wie der Vater; die selbe Anhänglichkeit und Liebe zu ihr. Es war eine Pracht, wenn der breitschultrige Mann die hohe Gestalt der Mutter am Arm in die Kirche führte. Er war der schönste Bursche im Dorf.

Ihr Mann aber war der Herr im Hause gewesen. Der Sohn blieb Sohn. Sie war die Herrin. Er dachte gar nicht daran, hierin den Fußstapfen des Vaters zu folgen; er wollte gelenkt sein. Liebe, grenzenlose Verwunderung für die schöne, energische, erfahrene Frau und das Gefühl ihrer Ueberlegenheit hatten ihn von selbst dahin gebracht.

Als einige Jahre nach dem Tode des Vaters ins Land gegangen waren, schien der Mutter der Zeitpunkt gekommen, dem Sohn die Frau zuzuführen. Daß er sie selbst wählen solle, daran dachten weder er noch sie. Freilich wollte sie nicht nur für die Wirthschaft, sondern auch für ihren Sohn sorgen und schon lange hatte sie im Stillen Acht gegeben, wohin seine Neigung gehe. Es konnte kein Zweifel bestehen, daß er seiner Nachbars Tochter Minna Hanoth zugethan war. Sie waren mit einander herangewachsen, in Scherz und Ernst oft verlobt gesagt worden und schienen wirklich für einander bestimmt. Daß Minna ihrem Sohn gut war, wußte die Mutter lange; sie liebte das stille, feine blonde Mädchen und sah sie bereits als ihre Tochter an. Freilich war da eine Sorge. Die Tochter des Lehrers, Ottilie Rafall, eine schlanke, fast hagere, große Person mit ein Paar dunkler Feuer Augen im Kopf; nicht mehr jung, aber beweglich und unternehmend wie die Jüngste; die beste Tänzerin weit und breit und vom Tanzboden her ihrem Sohn zuerst bekannt. Der war umworben von den Frauen, wo er sich zeigte; verwöhnt, nicht einmal ordentlich darauf zugeschnitten, ließ er sich gefallen; munter und aufgeräumt wurde er nur, wenn Ottilie auf dem Platz

war. Sie brachte fertig, daß er Stunden lang bei ihr saß oder mit ihr tanzte. Ihr in die Augen zu sehen, war eine unwiderstehliche Versuchung für ihn. Sie wußte es, hielt es auch nicht geheim, sondern fand natürlich, daß er, wo sie erschien, ihr Partner war.

Freilich galt Das nur draußen. Daheim, vor der Mutter that er den Mund nicht auf. Die hörte nicht gern, daß er das mittellose Mädchen nannte. Und wenn Minna abends herüber kam, sich an den Tisch setzte, schweigend ihren Scheitel über die Arbeit neigte, nur einmal aufblifte, um seinen Augen zutrauensvoll und innig zu begegnen, dann erblaßte immer wieder das Bild der Anderen und er fühlte sich wohl, geborgen, am rechten Ort. Minnas Besuche wurden häufiger; sie kam fast allabendlich. Der Sohn ging nicht mehr fort, er blieb und wartete auf ihr Kommen. Manchmal schickte sich die Mutter zeitig zum Schlafengehen an und hieß Minna bleiben; sie sei müde (es war Hochsommer) und müsse am anderen Morgen zeitig aus den Federn. Wenn sie dann die Wendeltreppe in den Ersten Stock hinaufstieg, warf sie wohl noch einen wohlgefälligen Blick auf das Paar am Tisch und sah im Geist kommende Zeiten; sich auf dem Altentheil, Sohn und Tochter als Herren im Haus.

So kam es, daß Minna mit ihrem Erwählten oft abends noch einen Weg ins Freie machte, beim Mondlicht Schulter an Schulter durch die Wiesen ging, die wenigen milden Nächte, die das Gebirge giebt, genoß.

Der Herbst zog ein; die Mutter erwartete den Antrag ihres Sohnes beim Nachbar. Doch der Junge redete nicht. Minna kam seltener. Auch mit dem Sohn war Etwas nicht in Ordnung. Aber so gut sie ihn zu kennen glaubte: auf die Ursache von Beider Veränderung verfiel die Mutter nicht, bis eines Tages Minnas weinendes Geständniß ihr die Binde von den Augen riß.

Was geschehen war, erschien nach dortigem Volksbrauch kaum austösig. Wie viele angesehene Bauerntöchter waren ohne Kranz vor den Altar getreten und nach ein paar Monaten eines Kindes genesen! Aber daß ihr Sohn es unter ihren Augen gewagt, daß er nicht zu warten im Stande war, wo er doch jeden Tag Hochzeit machen konnte! So war er früher nicht. Wer hatte Das in ihm gewedt? Minna sicher nicht; sie hatte nicht die Verführerin gespielt, sondern sich seinem Drängen geopfert.

Die Rüge der Mutter hörte er schweigend; als sie schnelle Heirath forderte, leistete er plötzlich Widerstand, phlegmatisch und verlegen; aber er widersprach. Kein Zureden, mild oder zornig, brachte ihn aus seiner abwartenden, verbissenen Ruhe. Er wollte nicht. Die Mutter erinnerte sich, daß er als Junge, wenn auch selten, ähnliche Anwandlungen gehabt hatte; kein Reden oder Prügelein konnten seinen Dickkopf erweichen. Wenn ihn sein Eigensinn befiel, war eine stätige Ruh leichter vom Fleck zu bringen als er.

In diesen Tagen entstand der erste Riß zwischen Mutter und Sohn; er wurde breiter und breiter. Minna verreiste; ohne Abschied. Das zweite Unglück geschah: die Eltern verstießen sie in ihrer schweren Zeit; der Vater, ein Bauer, ließ auch die Mutter nicht mitfahren. So mußte das Mädchen allein fort.

Das war für Frau Dittrich zu viel. Eines Morgens stand sie im Reiseanzug vor ihrem Sohn, gab ihm das Ziel ihrer Fahrt, die Hauptstadt der Provinz, an und bestieg den Wagen, der sie nach dem Bahnhof führte, ohne ein Wort weiter. Daß sie zu Minna fuhr, mußte der Sohn wissen.

Dann kam das Schlimmste. Der alte Hymoch versandte Traueranzeigen und der Pastor hatte einen Austritt mit dem reichen, nach außen frommen, aber herzlosen und stolzen Bauer. Minna war gestorben; das Kind blieb am Leben. In der Ferne, ohne Eltern, erlag sie ihrem ersten Kindbett. In ihren Fieberphantasien offenbarte sie, die Verschwiegene, sterbend der Mutter das Geheimniß ihrer Verführung durch den Sohn.

Wie gebrochen kehrte die Mutter heim; zum ersten Mal in ihrem Leben kam ihr das eigene Haus fremd vor. Die Schuld war eingelehrt. Hier, unter diesem Dach war das unglückliche Kind aus und ein gegangen, hier hatte sich sein Untergang vorbereitet; hier hauste der Thäter, ihr Sohn. Sie war im Innersten fertig mit ihm; sie verurtheilte ihn mit der Strenge der Reinheit, die selbst die mütterliche Liebe in ihr zum Schweigen brachte, und zeigte es ihm ohne Schonung. Aber auch der Sohn schien abgeschlossen zu haben. Er war stumm, widerspenstig, verschwand oft abends und kehrte spät zurück; blieb nachts weg und stand spät auf. Was er trieb, wußte sie nicht; im Kretscham war er niemals.

Das ging über ein Jahr hin. Da sah die Mutter, daß sie eintreten müsse; äußerlich; ehe das Gewerbe und die Wirthschaft, das Haus und der Sohn zu Schaden kam. Sie kümmerte sich mehr um ihn, sah wieder mit ihm zusammen, besprach tägliche Sorgen mit ihm; ab und zu fiel auch von ihrer Seite ein vertrauliches Wort; bis allgemach die Dinge wieder in das frühere Gleis zu kehren schienen und nach außen Alles beim Alten war. Trohdem blieb ein Stachel in der Mutter zurück. Eines Tages kündete sie dem Sohn an, daß sie auf einige Zeit fort müsse. Zum ersten Mal berührte sie ihm gegenüber den Grund des Zertwürnisses: Minna und ihr Kind Sibylle. Sie wollte nach ihm sehen; sie hatte es auf eigene Kosten untergebracht und konnte dem Wunsch nicht widerstehen, sein Befinden zu erkundigen. Die Briefe der Pflegeeltern hatten gut gelautet. Als sie Etwas wie reuige Bewegung in den gutmüthigen Zügen des gebeugt Dastehenden erkannte, öffnete sich ihm zum ersten Mal wieder ihr Herz. Sie erzählte ihm, was für ein schönes Kind sein Töchterchen sei, und holte endlich aus 'Ihrer Lásche, müßsam' die Löränen zurückerangeho, ein Wilo 'das Meine, wie es im Sessel lehnte und mit den seelenvollen Augen der Mutter

aus seinen Zügen den Beschauer anlächelte. Ein Anblick, der dem Schuldigen ins Gewissen drang und einen quälenden Ausbruch seiner Reue hervorrief. Er sagte unter lautem Schluchzen wortlos die Hand der Mutter und drängte die Bitte stammelnd hervor, daß sie das Kleine mitbringe; er wolle ihm Vater sein. Die Mutter nahm den großen, lodigen Kopf ihres Einzigen in die zitternden Hände und küßte ihn.

Dann reiste sie.

Und bald kam sie wieder; nicht allein. Neben ihr saß eine junge Frau, die die Pflege gehabt hatte. Die Mutter selbst aber hielt auf den Knien ein schlafendes, eingehülltes Wesen, das sie, vorsichtig über den Tritt herabsteigend, in ihren Armen ins Haus trug. Es war Abend. Leise trat sie, vom Sohn geleitet, in die Wohnstube, setzte sich an den runden Mischelisch, über dem die Lampe brannte, und befreite sacht den Kopf der Kleinen von dem Tuch. Und der Sohn blickte erstarrt auf das kindliche Ebenbild der Toten. Sein Kind; und ihres; ein lebendiges Band, durch dieses menschliche Wesen, für ewig. Sein eigenes Fleisch, und Blut, ein Vermächtniß; ein hilfloses Geschöpfchen, das nur ihn zum Schutze hatte.

Etwas wurde fest in ihm: Vater werden diesem kleinen, ihm und ihr gehörigen Menschenkinde! Niemand sprach eine Silbe. Statt der Worte redeten die schweren, heißen Thränen, die ihm das Auge verdunkelten und als erster bitterer Gruß des Vaterherzens herabtropften auf die Kleine. Die zuckte leicht auf, mit dem ganzen Körper, bewegte das rostige Köpfchen, den zarten Hals und öffnete dann, laut seufzend, ein paar große, strahlende, blaue Augen, zwinkerte ein Wenig, sah fremd umher und hestete plötzlich, wie gebannt, den klaren, ängstlich forschenden Blick auf die Züge des herabgebeugten Mannes. Sie wurde ernster und schien eine Weile sich nicht zu entscheiden; endlich huschte ein Lächeln um ihre Lippen und langsam erhob sie das Händchen nach dem dunklen, großen Gesicht. Der mächtige Mann sank in die Knie und küßte behutsam die kleinen Finger, während die leuchtenden Augensterne der Kleinen unverwandt seinen Bewegungen folgten, als verstände sie ihn.

Nun begann eine Festzeit. Das Kind gedieh sichtlich in der Berglust und der Pflege der Großmutter. Wie ausgewechselt war der Sohn. Er hatte sich zur Gewohnheit gemacht, etwa drei- oder viermal am Tag in die neu eingerichtete Kinderstube zu kommen. Schwarz von der Arbeit, mit Schurz und Stiefel trat er ein; und das Kind jauchzte, wenn es ihn sah, ohne jede Furcht vor seinem ruhigen Aussehen. Nie verließ er ohne Zwang das Haus; und oft, wenn er im Sommer nachmittags draußen auf dem Acker nach den Leuten schaute, zog es ihn plötzlich zurück. Die Augen auf die Fenster, hinter denen das Kind lag, gerichtet, ging er mit langem Schritt dem fernen Gebäude zu, sprang die Treppe hinauf, wartete leuchtend vor der Thür, bis sich sein Athem gelegt hatte, klinkte leise auf, beruhigte den Hund und überzeugte sich, daß es schlief und in Sicherheit war.

Die Eintracht zog wieder ins Haus. Das kleine, lebhaftes, schon munter umherspringende Wesen mit seinen blonden Zöpfchen und dem leuchtenden Gesichtchen war der Zauber, der in den alten Räumen zu walten begann. Beider Liebe zu ihm ward die neue Brücke zwischen ihren Herzen. Jetzt erkannte die Mutter ihren Sohn wieder. Und der Sohn war voll Dank gegen die Mutter; sie hatte ihm wenigstens das Kind erhalten. Denn wer konnte wissen, ob Minna unter seinem Dach nicht am Leben geblieben wäre?

Vor dieser Frage, die oft in seinem Innern aufbrannte, floh er jedesmal zu dem Kind. Das war ihm geblieben. Dorein fand er sich und dorein gewöhnte er sich. Das Kind trat mehr und mehr in seinem Herzen an die Stelle der Toten, deren Grab in der fernen Stadt lag. Und als die Kleine in die Schule ging, zuerst regelmäßig von ihrem Vater begleitet, war ihm manchmal, als sei er Witwer und die Zeit der Brauttschaft mit Minna längst vergangen.

Es konnte nicht fehlen, daß er bei seinen Wegen zur Schule mit der Tochter des Lehrers zusammentraf. Erst gelegentlich, dann immer. Es fiel ihm nicht weiter auf, sondern schien ihm natürlich. Ihr auch. Sie sprachen mit einander; sie, als sei nichts geschehen, er, als habe er nichts vergessen. Beide nahmen unwillkürlich den alten Ton wieder auf; er bemerkte aber mit einem gewissen Wohlgefallen, daß sie voller, stattlicher, weiblicher geworden und ohne jeden Bewerber geblieben war. Der Dorfklatsch wagte sich nicht an sie heran.

Erst hatte ihr früherer Verehrer Befangenheit gezeigt; Sibyllens wegen, die so sichtbar die Züge seiner ehemaligen Braut trug. Aber Ottilie, die anfangs das Kind mit einem eigenthümlich prüfenden Blick streifte, war später freundlich gegen die Kleine geworden, hatte sie sogar geliebkost und einmal, als ein Gewitter ausbrach, selbst nach Haus gebracht. Hierbei hatte sie zum ersten Male Dittrichs Haus betreten. Sie hatte das Kind auf den Rücken genommen und im Lauf die zehn Minuten bis hinunter an die Schmiede getragen. Durchgeregnet und erschöpft, wollte sie es an der Thür absetzen; doch Frau Dittrich, die ihr den Dienst hoch anrechnete, ließ sie nicht fort; hieß sie, die Kleider wechseln und zu Mittag bleiben. Wohl bemerkte Ottilie, daß die scharfen Augen der Mutter mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit auf ihr ruhten; aber auch, daß die anfängliche Strenge und Zurückhaltung aus ihren Zügen wich. Sie hielt der Prüfung Stand, war nur für die Mutter da und gab dem Sohn nicht mehr Worte, als eben nöthig war. Die Einladung der Bäuerin, Haus und Wirthschaft zu besuchen, nahm sie bescheiden an.

Wie erstaunte die Frau, als sie das sichere, fluge und erfahrene Urtheil des Mädchens nach den ersten Minuten wahrnahm! Was sie sagte, wenige, kurze Bemerkungen, war treffend; ob es um Kochtöpfe oder Bettzeug, Kleie oder Ferkel ging: sie wußte sofort Bescheid. Vor ihren Augen schien es nichts Unklares zu geben; wo sie hinsah, begriff sie. Die Bäuerin sparte sich die Worte, und was gesprochen wurde,

sprach ihr Besuch. Es war ihr noch nicht geschehen, daß sie sich mit Einem nach kurzen Viertelstunden so in der Wirthschaft verstand wie mit ihr. Und doch warnte sie Etwas. Klug war diese Person. Allzu klug? Sie warf hinter ihr her einen überlegenden Blick, gerade als die Kleine dem Besuch in den Weg lief. Ottilie zog das Kind an sich und streichelte es. Etwas Mütterliches lag in ihrer Bewegung; oder sie legte es hinein.

Als der Gast sich verabschiedet hatte und der Sohn am Tisch saß, kam es der Frau seltsamer, ja, unliebsamer Weise vor, als sei das Haus leerer geworden. Der unwillkürliche Blick, mit dem sie das Gesicht des Sohnes streifte, verrieth ihr Etwas. Er sah sinnend auf die Mutter; ihre Blicke begegneten sich. Offenbar auch ihre Gedanken.

Sie ging hinaus; in ihre Stube. Vor dem Spiegel blieb sie stehen. Graue Haare! Und der Sohn achtunddreißig Jahre! Was sie in den letzten Zeiten schon hier und da angewandelt, senkte sich als Last auf ihr Herz. War sie etwa eine von jenen Müttern, die das Verhängniß ihrer Söhne sind, weil sie sich nicht von ihnen trennen? Sie entsetzte sich bei dem Gedanken, daß ihr einziges Kind, ihr Sohn, sie mit diesem Bewußtsein betrachtete. Eine furchtbare Sorge durchrieselte sie und gebär einen schnellen Entschluß.

Zwei Stunden blieb sie mit sich allein. Der Sohn hörte sie oben auf und ab gehen. Er ahnte, was sich in ihr abspielte.

Als sie hinunter kam, verrieth sie mit keinem Wort, daß sie wisse, worauf der Sohn warte. Erst abends, als sie im Halbdunkel mit ihm saß, brachte sie die Rede auf den Besuch, mit gemessener Anerkennung, die aber damit schloß, daß Ottilie wiederkommen könne.

So lebhaft lautete die Zustimmung des Sohnes, daß die Mutter fast ihr Wort bereute. Jedenfalls wurden ihr die letzten Zweifel an Beider Verhältniß genommen. Mit Bitterkeit sah sie ein, weshalb sich damals die Ehe mit Minna zerschlagen und wer dazwischen gestanden hatte.

Ottilie kam wieder, gefiel beim zweiten Mal besser und gewann, je öfter sie sich einfand; erst geladen, dann unaufgefordert. Der Sohn blieb passiv. Auch diesmal kam zwischen den beiden Frauen zur Eini- gung. Was die Mutter im Geheimen gefürchtet hatte, geschah nicht. Das Wesen der jungen Frau blieb nach wie vor der Hochzeit. Sie arbeitete fleißig, war die Erste früh auf, die Letzte zu Bett. Alles gerieth, was sie anfahte: die Aufzucht der Thiere, die Versorgung der Kühe, der Ein- und Verkauf. Aber Eins fiel der Mutter auf: sie konnte sich des Eindruckes nicht verwehren, daß die junge Frau nicht für ihren Mann oder die Wirthschaft, sondern für sie, die alte Frau, arbeite; ihr zeigen wolle, was sie könne; sie gewissermaßen auf ihre Seite bringen. Gegen wen? Ein ihr selbst unbewußt gebliebener Rest von Mißtrauen bekam wieder Nahrung.

Während der ersten zwei Jahre änderte sich nichts. Die Mutter blieb der Mittelpunkt; sie arbeitete mit der Schwiegertochter Hand in

Hand. Die Wirthschaft ging vorwärts wie nie vorher. Nun wurde zugekauft; gegen dreihundert Morgen umfaßte jetzt der gute Acker allein; es war das größte und werthvollste Anwesen des Dorfes.

Aber allmählich tauchte ein Schatten in dem Haus auf. Die Kinder blieben aus. Dem Mann stieg Das zu Kopf; aber er ließ es bewenden; er hatte Sibylla. Nicht so die Frauen. Die Mutter fing an, die Schwiegertochter nicht mehr mit den früheren Augen anzusehen. Diese selbst empfand das Ausbleiben der Mutterschaft als eine Erniedrigung, eine Strafe; als eine unsagbare Durchkreuzung ihres Glückes. Der tiefste Fluch der Frau hatte sie getroffen. Nie gebären! Nie ein Kind aus Herz drücken! Und einst sterben, wie ein dürrer Zweig fällt!

Die Augen der jungen Frau hatten mit der Zeit einen härteren, stählernen Ausdruck angenommen. Sie stand oft, starr vor sich hinblickend, Minuten lang still. Ihre Gedanken verweilten bei ihrem Schicksal. Und wenn sie dann die Blicke hob, so trafen sie Sibyllens Gestalt, wie sie anmuthig dahin schritt, die gewinnende, reine Lieblichkeit ihrer Züge; sie trafen (laut sagte sie sich) das heranwachsende Ebenbild Minna Hanochs. Sie, die Tote, die tödtlich gehaßte Nebenbuhlerin, war in dem Mädchen auferstanden.

Ottillie hatte gethan, was zwar nicht das Recht, aber das Gewissen straft. Sie war die Mörderin. Trotz Minnas, des Bräutigams und der Eltern Schuld, blieb das Eine: Wäre sie nicht gewesen, hätte er Minna geheirathet und ins Haus genommen. Und sie lebte noch.

Nun wurde der tägliche Anblick des Kindes zur leidenschaftigen Mahnung, die ihr bis in den Schlaf folgte, wieder aufscheuchte, was schon begraben und vom Staub des Vergessenen bedeckt war. In einsamen Nächten und Träumen schlichen ihre Gedanken unterirdisch weiter, zur verwerfenden Gestalt der Toten; bis sie in kaltem Schweiß auffuhr, über ihren eigenen stöhnenden Athem erschreckte und sich verwünschte.

Und wie hegte die Mutter die Enkelin! Wenn Sibylla im Haus blieb, wurde sie eines Tages die Hauptperson; und Ottillie, die Frau, die Nebensache. Nicht an einem Tag, aber in Wochen und Monaten wurde ihr Das klar; und es reifte auch in ihr, was sie dagegen thun wollte. Nachgeben war nicht ihre Sache. Dessen war sie sich erst ganz in ihrer Ehe bewußt geworden. Nicht durch den Charakter ihres Mannes. Der hatte keinen. Aber durch die Mutter. Dort stand die Gegnerin. Fiel Diese, dann war auch das Kind nicht mehr gefährlich. Das verschwand.

Freilich irrte sie in Einem: wenn sie nämlich glaubte, daß sie diese Einsicht ganz für sich, im Stillen und allein gewonnen habe. Ungefähr zur selben Zeit war die alte Frau, die mit ihren schweigenden, offenen Augen scheinbar nichts, in Wirklichkeit Alles sah, hinter diese Veränderung im Haus und in der Schwiegertochter gekommen. In dem kleinen Gebäude konnte man einander nicht ausweichen, sich schwer vor einander verhehlen. Damals, bei dem ersten Besuch, war es Ottillie ge-
glückt; jetzt gelang es nicht mehr. Ihre Versuche, den beginnenden Haß

gegen das Kind, die aufkeimende Feindschaft gegen die Mutter sorglich zu verschleiern, trafen auf die scharfen, sehenden Augen der Alten, die, wenn sich Ottilie plötzlich, unvermuthet von ihnen getroffen fühlte, im Grund ihrer Seele zu lesen schienen.

Ohne eine Silbe mit der Tochter zu tauschen, änderte die Mutter ihr Verhalten. Sie war die Herrin im Haus und hatte allein zu befehlen; sie machte davon Gebrauch und fing allmählich an, Ottilie fühlen zu lassen, daß sie so gut wie mittellos unter das Dach gekommen sei. Anfangs behielt sie völlig die Oberhand. Das ganze Hauswesen drehte sich nach ihrem Willen; und es schien sogar, als sehe der Sohn nicht ohne Genugthuung die Veränderung. Schon längst hatte die Mutter gemerkt, daß die eigene Frau ihn kurz hielt und mehr, als ihr und ihm lieb, beherrschte.

Die junge Frau sah sich durch die eiserne Hand der älteren bei Seite geschoben; sie hatte scheinbar nur beschleunigt, was sie verhüten wollte: daß Sibylle mehr und mehr in die Mitte des Ganzen trat.

Aber Eins hatte die Alte, kerngesund, wie sie war, nicht in Rechnung gezogen: ihre Jahre. Mochte es die Erregung über den langen Kampf gegen die Tochter sein oder eine rein natürliche Ursache mitprechen: eines Tages brach sie unter einem Schwindelanfall plötzlich zusammen und wurde ohnmächtig. Sie bedurfte dann vollkommener Stille und Bewegungslosigkeit; sie mußte von Allem, was Wirthschaft hieß, ferngehalten werden. Die Schwiegertochter durfte nie an ihr Bett; der Sohn nur, wenn sie es verlangte; stets nur die Enkelin.

Das Krankenlager dauerte Wochen; stand die Kranke einmal auf, so rächte es sich; sie selbst sah ein, daß sie Geduld haben müsse. Allmählich bemerkte sie, auch in ihrem Bett, fern von der Häuslichkeit, daß irgendetwas im Haus vorgehe und daß es gegen sie gerichtet sei. Manchmal glaubte sie, Wortwechsel zu hören und die laute vorwurfsvolle Stimme des Sohnes, der in ihrer Gegenwart doch immer wortfarg blieb; er sah müde und mißvergnügt aus, ohne daß es Gründe in der Wirthschaft gab; denn da ging es gut, wie zuvor. Dann war ihr einmal, als höre sie Sibylle ängstlich und bittend rufen. Als das Kind später herauf kam, verbarg es der Großmutter das Gesicht; sie hatte geweint. Endlich kam sie klagen, so daß die Großmutter, ohne an Schonung zu denken, nach einem halben Jahr plötzlich aufstand, um nach dem Rechten zu sehen.

Das Bild, das sich ihren Blicken bot, war gänzlich verändert. Ihr Sohn war nur in der Schmiede zu sehen und arbeitete dort wie ein Gefelle, ging abends ins Wirthshaus und ließ sich im Haus nicht mehr blicken. Sibylle, vierzehn Jahre alt, aus der Schule entlassen, war von der Frühe bis in die Nacht in der Wirthschaft, wie eine Magd; Schelte, selbst Schläge wurden nicht gespart. Die Schwiegertochter hatte die verwundbare Stelle der Großmutter herausgefunden: das Kind. Unter dem Anschein, es zu erziehen, verfuhr sie mit ihm nach Willkür.

Zur Hölle wollte sie das Haus machen, damit Sibylle von selbst gehe oder die Großmutter sie weghue. Auch über der Wirthschaft schwang sie ein eisernes Szepter; war mit dem ersten Tagesgrauen auf dem Hofe und bis in die sinkende Nacht hinter den Leuten her, trieb die alten Mägde davon, stellte neue an und befahl überall allein. Wer nicht gehorchte, sich bei der Alten beschwerte, wurde weggejagt; wer nicht weggejagt wurde, geknechtet; vornan ihr eigener Mann und das Stiefkind.

Die Großmutter blieb Dem gegenüber machtlos. Denn der Versuch, die Zügel wieder zu ergreifen, mißglückte. Sie mußte, hilflos an den Krankenstuhl gebannt, mitansehen, wie schließlich die mächtig gewordene Schwiegertochter ganz über ihren Kopf weg regirte und schaffte, strafte, ohne Jemand zu schonen. Was in sie gefahren war, wußte man anfangs nicht. Schließlich aber mußten Jedem die Augen aufgehen. Immer sichtlich richtete sich ihr Treiben und Thun gegen Sibylle und die Großmutter. Nie wurden der Alten Schwäche und Hinfälligkeit getoet; ihre Versuche, sich Geltung zu schaffen, bewirkten nur neue Auftritte. Und Sibylle war es, die jedes harte Wort der Großmutter gegen die Schwiegertochter zehnfach zu büßen hatte. Ueber ihre Kräfte wurde sie angetrieben, zu niedrigen Arbeiten angestellt; sie hatte zu scharwerken wie eine gemeine Magd und nirgends paßte die Stiefmutter so auf wie bei ihr. Das geringste Versehen, eine Müdigkeit, ein Nachlassen der Arbeit strafte sie unerbitterlich. Aus dem heiteren, sonnigen Kind wurde nach Jahr und Tag ein vergrämtes, stummes, im Innern verzweifelles Mädchen.

Das Maß ihrer Leiden war übergiebig, als endlich auch die Großmutter schwieg, klein beizugeben schien, nicht mehr für sie eintrat, sich in ihre Krankenstube zurückzog und Sibylle oft Wochen lang nicht sah, die dem nun immer unverhüllter auftretenden Haß ihrer Quälerin schutzlos preisgegeben war.

Allgemach freilich sprach sich Etwas von der Sache im Dorf herum. Der Ortsvorsteher war Gegenvormund und kam einige Male auf den Hof. Aber die Vormünderin, die Großmutter, bekam er nicht zu sehen; sie sei krank. Die reiche Schmiedsfrau, die ihm schon als Herrin des großen Hofes entgegentrat, wußte den arglosen, viel beschäftigten Mann zu beruhigen und ihm klar zu machen, daß Arbeit das Beste für das verwöhnte, mittellose Kind sei.

Da trat eines Tages, im Mai (der Sohn und die Schwiegertochter waren zu einer Hochzeit über Land gefahren), die Großmutter, fertig angezogen, aus ihrer Stube, hieß Sibylle sich ankleiden und machte sich mit ihr auf den Weg nach der Kreisstadt. Mühsam ging sie; aber sie legte doch, trotz dem Sturm, den halbstündigen Weg mit dem Mädchen zurück. Seltsam verändert sah sie aus; schneeweiß ihr volles Haar, gebeugt ihre Haltung, langsam und steif, beinahe feierlich ihr Schritt. Sie sprach nichts unterwegs; der Sturm ließ es nicht zu. Zuweilen blieb sie stehen, sah die Enkelin an, faßte sie an der Hand und drückte sie. So waren sie über die Brücke des in Wogen gehenden Stromes ge-

kommen und setzten ihren Weg fort. Sibylle wußte nur, daß die Großmutter auf das Gericht wolle.

Sie war noch nie in einem Gerichtsgebäude gewesen; beklommen stieg sie die Granitstufen hinauf. Ein uniformirter Diener führte Beide an eine Thür mit einer Nummer. Bei einer Bank im Flur mußten sie warten; dann konnten sie eintreten.

Die Großmutter schien überrascht; sie blieb an der Thür stehen. Ein ganz junger Herr empfing sie; nach ein paar Worten klärte er die alte Frau auf. Der bisherige Vormundschaft- und Nachlaßrichter war verstorben worden und er an seine Stelle getreten. Der Assessor that einige Fragen, nachdem sie sich gesetzt und er einen kurzen, fixirenden Blick auf Sibylle geworfen hatte. Zum Erstaunen der Großmutter war der junge Beamte genau unterrichtet. Er hatte sich wohl beim Ortsvorsteher vorher erkundigt; denn mit einer Entschiedenheit, die die alte Frau dem jungen Mann nicht zugetraut hätte, verlangte er Aufklärung über die Sachlage und bemerkte gleich, daß er auf den Bericht des Gegenvormundes sie ohnehin zu gleichem Zweck zu sich gebeten hätte.

Die alte, mißtrauische Frau rückte nach diesen Worten näher und sah sich den neuen Richter an. Trotz seiner Jugend hatte er etwas Vertrauens Erweckendes, Kluges und Gutes in seinen Zügen. Sie beschloß, sich ihm zu eröffnen; erst hatte sie beim Anblick des Fremden ihren Weg bereut. „Herr Amtsrichter“, begann sie.

„Assessor, Assessor“, unterbrach sie lebhaft der junge Mann.

„Herr Assessor, Das ist nicht so einfach gethan, was sie wünschen: daß wir nämlich die Sibylle weggeben. Das Geld, an dem liegt's nicht. Aber fragen Sie einmal selbst das Kind; ich habe noch kein Ewerbenswort mit ihm gesprochen.“

Der Assessor wandte sich zu Sibylle, die, angestrengt zuhörend, dabei saß. Eelsam drang ihm der offene, treuherzige Kindesblick des großen, zarten Mädchens in die Seele.

„Würden Sie nicht auf eine andere Stelle gehen?“ fragte er. „Wir würden Sie zu guten, braven Leuten bringen, wo Sie zwar auch Hand anlegen müßten, aber nicht den harten Stand hätten wie jetzt daheim.“

Das Mädchen stand auf und schüttelte den Kopf.

„Sie wollen nicht? Sehen Sie sich! Weshalb nicht?“

„Ich verlasse die Großmutter nicht.“

Starr sah die Alte gerade durch das Fenster, ohne daß sie mit einer Miene zuckte. Ihr Gesicht hatte einen ehernen Ausdruck; sie unterdrückte in jedem Augenblick mit Aufbietung aller Willenskraft offenbar irgendetwas.

In die Stille hinein sagte sie plötzlich laut und bestimmt: „Und ich lasse die Sibylle nicht von mir.“

Der in der Praxis noch neue Assessor, der sich in der Gegend und unter den Gebirgsleuten nicht auskannte, war im Moment starr. In der Stadt aufgewachsen, im Haus der Mutter, einer Witwe, die sich mühsam durch Pension und Nachhilfestunden ernährte, hatte auch er

seit den Studentenjahren gedarbt, gearbeitet und war ohne jede Vorstellung von den tiefen Unterschieden, die Stadt und Land trennen. Hier ahnte er Etwas. Die Züge der Alten sahen aus wie der weitergraue Granit draußen in den Bergen. Solche Züge gabs in der Stadt nicht. Und bei einem Blick auf die Mädchenblüthe an ihrer Seite setzte er für sich hinzu: auch solche Frische, solche Reinheit nicht. Immer wieder streiften seine Augen die ihren und sie erwiderte aufmerksam, eine Frage erwartend, seinen Blick. Ehe er aber noch Etwas sagen konnte, wandte die Alte ihren Kopf vom Fenster ab, sah ihn unverwandt an und sagte ruhig: „Mein Testament will ich machen, Herr Richter; deshalb bin ich hier.“

„Das können Sie gleich thun, Frau Dittrich.“ Er zog an einer gewebten Klingelschnur über dem Tische. Der Bote trat ein. „Die Grundakten der Schmiede und des Bauerngutes in ... Und einen Protokollführer für das Testament!“

Der Bote verschwand.

„Und was soll das Testament enthalten?“ fragte der Assessor.

Die alte Frau bewegte einen Augenblick die Lippen, schwieg und sagte endlich: „Die Enkelin möchte hinaus gehen!“

„Da haben Sie Recht“, war seine Antwort. Lebhaft stand er auf, geleitete das Mädchen hinaus und wies ihr auf der Bank einen Platz an. Er kehrte zurück. „Nun, jetzt können Sie sprechen, Frau Dittrich.“

Ihre scharfen Augen musterten ihn fragend. „Gehet Das, daß das Kind allein erbt?“

„Das geht, Frau Dittrich. Aber Sie haben noch einen Sohn?“

„Gehet Das, daß das Kind allein erbt?“ Sie wiederholte nachdrücklich die Frage, statt aller Antwort.

„Gewiß, ich sagte Ihnen schon, daß es geht. Aber haben Sie sich auch überlegt?“

„Wenn Das geht, soll nur das Kind den Hof haben, sobald ich sterbe.“ Ihre Antwort hatte etwas Unerbitterliches.

Der Assessor sah ein, daß diese Frau nicht von ungefähr sprach, sondern mit einem Plan hierher gekommen war. Seine Aufgabe, seine Pflicht war nur, ihren letzten Willen sicher und ausführbar niederzuschreiben zu lassen; weiter nichts. Kein Zweifel, daß die Frau, die einen so ungeheuren Schlag gegen ihren einzigen Sohn zu führen im Begriff stand, in der Verfügung über ihre Geisteskräfte vollkommen unbeschränkt war; eben so unzweifelhaft, daß es eine einwandfreie rechtliche Formulirung für ihr Vorhaben gab.

Inzwischen kam der Protokollführer mit den Akten. Der Assessor stellte fest, daß Frau Dittrich als alleinige Eigenthümerin nach ihrem verstorbenen Vater Wohlgemuth Floris eingetragen war. Es bestand also kein Bedenken. Diese Frau konnte ausschließlich über das Besizthum verfügen; in ihrer Eigenschaft als Eigenthümerin konnte sie ihre Enkelin Sibylle Hanoch zur Alleinerbin einsetzen und ihren einzigen Sohn Rudolf auf das Pflichttheil verweisen.

In dieser Form wurde von dem Assessor, nachdem er nochmals

die alte Frau auf die Tragweite ihres Entschlusses aufmerksam gemacht hatte, das Testament gefaßt, diktiert, vorgelesen und von der Bäuerin eingeseigelt und dem hinzugezogenen Gerichtsschreiber zur gerichtlichen Verwahrung übergeben.

Die Alte stand auf. Mit einem Ausdruck, an den der junge Mann später dachte, sah sie ihn an und zum letzten Mal ertönte ihre eindringliche Frage: „Also der Sibylle ist der Hof sicher, wenn ich sterbe?“

Beruhigend klopfte der Assessor ihr auf die Schulter. „So sicher wie das Amen in der Kirche, Frau Dittich. Kommen Sie gut nach Haus. Ich werde Ihnen das Mädchen hereinrufen.“

Sibylle kam und half der Großmutter in die Tasse. Als sie angezogen war, langte sie in die Tasche.

„Was bin ich schuldig?“

„Das hat ja Zeit!“ sagte lächelnd der Assessor.

Aber mit einem seltsamen Eigensinn meinte die alte Frau: „Nein, Herr Assessor, ich will bezahlen; Alles muß seine Richtigkeit haben.“

Dem Assessor gefiel Das. Der Gerichtsschreiber wurde wieder hereingeholt; er zeigte sich gern bereit, der Frau den Gefallen zu thun und die Kostenrechnung sofort auszuziehen. Der Assessor gab das Objekt an: „Ueber sechzigtausend Mark“, wie es damals hieß. Nachdem die Bäuerin den Betrag erlegt hatte, rüstete sie sich zum Fortgehen; umständlich, wie dem Assessor schien. Schließlich kam sie noch einmal an den Tisch, an dem er stand, streckte ihm die Hand entgegen, die er herzlich ergriff und schüttelte, und sagte: „Ich habe mich gefreut, daß Sie es waren, der Das hat niederschreiben lassen. Gott behüte Sie!“

Draußen hatte der Sturm nicht nachgelassen; er heulte durch die Telegraphenbrähnte, durch die blätterlosen Bäume. Ein höllisches Ronzert; da und dort rasselten Zweige und Aeste zur Erde.

Der Großmutter schien jeder Schritt schwer zu werden und Sibylle dankte Gott, als sie in eine geschützte Straße einlenkten. Hier blieb die Alte stehen, stützte sich fest auf ihre Schirmkrücke und rang nach Athem. Ihr dichtes, schlohweißes Haar quoll, vom Wind zerzaust, unter der schwarzen Haube hervor und stach seltsam gegen das dunkle, fahle Gelb der durchfurchten Züge ab. Und welch ein strenger, hoffnungsloser, resignirter Ausdruck in ihrem Gesicht! Unwillkürlich legte Sibylle den Arm um sie. Die alte Frau blickte sie mit großen, eine innere Qual verathenden Augen an. Dunkler und dunkler wurde dieser Blick und die herben, auf einander gepreßten Lippen öffneten sich zu einem kaum merkblichen Zucken, das Sibylle nicht verstand. Aber noch sagte die Alte nichts, sondern setzte ihren Weg fort; nur ergriff sie die Hand des Kindes und ließ sie nicht mehr von sich. So kamen sie zur Stadt hinaus und wieder auf die Chaussee, die am Rande der den Fluß einengenden Felsen hinführte. Den Wind im Rücken, schien es, wenn auch vergan, bequem zu gehen. Und doch setzte die Alte mühsam Fuß vor Fuß. Die Brücke kam in Sicht; und sie blieb stehen. Zur Ueberraschung des Kindes begann sie plötzlich, zu sprechen. „Ich habe Dir heute den Hof vermacht, mein Kind, damit Du weißt, wo Du hingehörst, wenn ich tot bin.“

Eibylle begriff nichts, aber sie erwiderte: „Ich danke Dir schön, liebe Großmutter.“ Sie bückte sich und küßte ihre Hand.

Die Großmutter wehrte und fuhr fort: „Es kann Dich Niemand aus dem Hause treiben. Daß Du weißt! Also gräme Dich nicht, wenn ich fortgehe. Es ist gut so.“

Jrgendetwas tönte in ihren Worten wie ein zweites Testament. Etwas wie eine Ahnung glitt, undeutlich und schwer, durch das Herz des Mädchens. Ehe sie sich Dessen versah, standen die Thränen in ihren Augen. „Du bist doch wieder besser geworden, Großmutter; Du bleibst noch bei uns.“ Angstvoll und klagend tönte es aus ihrem Munde. Und die Alte schien es zu verstehen. Sie legte ihren Arm um den Hals des an sie geschmiegt Kindes und küßte sie lange auf den Mund.

Ergriffen von dieser seltenen Zärtlichkeit der Großmutter, fing Eibylle an, hell aufzuschluchzen; sie wußte nicht, warum: sie hielt die Hand der alten Frau fest und drückte sie an sich.

„Geh, hole mir den Handschuh; ich habe ihn verloren“, sagte die Alte nach einem langen Gegendruck ihrer Hand, mit veränderter Stimme.

Eibylle sah die Straße zurück und erblickte mit den Falken Augen des Verglindes in der Ferne Etwas auf dem Fußweg. Sofort drehte sie um und eilte zurück; sie hatte sich nicht getäuscht, es war der graue Tuchhandschuh der Großmutter. Erfreut hob sie ihn auf und machte, daß sie zurück kam. Wo war die alte Frau?

Starr stand das Mädchen; die Straße war leer; weit hinaus Niemand zu sehen. Wo war sie? Und was für ein Geschrei der Menschen dort auf der Brücke? Sie stoben auseinander, kamen nach der Seite der Straße herunter gerannt, auf sie zu, in Massen, lärmend, gestikulirend, die Gesichter nach dem unten donnernden Fluß... Sie verließen die Straße, kletterten in die Felsen, riefen, zeigten hinab. Großer Gott! So schnell sie ihre bebenden Glieder trugen, eilte sie in das Gestein, hinaus, unter die Leute, an den Rand des Felsabsturzes.

„Hier ist sie hinunter gesprungen, die Arme gen Himmel, sie ist hinuntergestürzt, gleich untergegangen...“ So tönte es hinter ihr durcheinander, bis sie auf einmal den Ruf hörte: „Da! Dort ist sie!“

Wie eine Wahnsinnige drängte sie sich hinaus. Fühlte sich von hinten gepackt und festgehalten. Aber dort, vor der Brücke, wo die Fluth in langen Zügen durch die Pfeiler trieb, wälzte sich Etwas, ein Mensch, eine alte Frau... Dort... Jetzt verschwand sie!

„Großmutter!“

Ihr schriller, verzweifelter Schrei durchschnitt, vergeblich nachgesandt, die Lüfte, Sturm und Wogen übertönend. Dann legte sich Nacht um die Augen einer Verlassenen.

... Nach der Aufnahme des Testaments hatte sich der Assessor zum Gehen gerüstet. Er mußte pünktlich sein, weil er zu Haus bei seiner Wirthin aß, billig und einfach; zu einem Gang ins Speisehaus langten seine Mittel nicht. Auf dem Wege beschäftigte er sich in Gedanken mit den beiden Frauen, der Greisin und dem jungen Mädchen. Er war das einzige noch übrig gebliebene Kind seiner Mutter; zwei Schwestern

waren früh gestorben. Er hatte sonst keine Augen für das Weibliche, blieb daheim, sparte, damit er auskam (denn Gehalt zahlte der Staat dem jungen Assessor nicht), und dachte nur an seine Pflicht. Aber heute wollten sich seine Gedanken gar nicht von dem lieblichen, guten, schönen Kinde trennen; ihm kam in den Sinn, daß die Mutter keine Tochter mehr habe. Er landete mit seinem Nachsinnen schließlich bei der Ueberzeugung, daß Besseres als die deutsche Jungfrau aus dem gesunden Volk der Berge wohl unter der Sonne nicht zu finden sei.

Punkt vier Uhr war er wieder auf dem Gericht. Vormittags Termine, nachmittags Dezeruat: hieß sein täglicher Kalender. Er freute sich auf die stillen Nachmittage, wo er nach Herzenslust und mit Ruhe die Akten durchgehen und jede einzelne Sache durch seine Verfügung so weit fördern konnte, wie sie im Augenblick zu bringen war. Da störte ihn Niemand.

Um so mehr war er überrascht, als er den Flur des ersten Stodes betrat und auf der Bank vor seiner Tür einen Menschen bemerkte. Ein zweiter Blick belehrte ihn, daß es eine Frau war, die ihr Gesicht mit dem Taschentuch verhüllte. Als er näher kam, erhob sie sich. Wie ein Schlag schüttelte es ihm durch alle Glieder. Sibylle Hanoch stand vor ihm. Schluchzend; mit verzerrtem Gesicht.

Er nahm sie wortlos an der Hand, schloß sein Zimmer auf und setzte sie, nachdem er sie im Arm hereingeführt (denn die Knie versagten ihr), auf einen Stuhl. Dort saß sie, den Kopf gebeugt, ohne ein Wort. Ein unbekanntes, heißes Mitleid ergriff den jungen Mann. Er setzte sich neben sie, legte die Hand um ihre Schulter und fragte, bat um Mittheilung. Erst versuchte sie, zu sprechen, vergeblich; endlich stieß sie mühsam in Abjahren vor: „Großmutter hat sich das Leben genommen!“

Der Assessor fuhr zurück. „Ja! Sie ist... oben, von der Brücke, hinatgesprungen und... im Wasser untergegangen.“

Mit einem Aufschrei brach ihre Thränenfluth hervor. Sie fühlte nicht, daß der Assessor sie im Arm hielt und vor dem Umsinken bewahrte. Der aber wußte selbst nicht, was ihm geschah. Wie ein Vorhang zerriß es vor ihm; da stand die alte Frau; sie, die schon nicht mehr war; die den Tod gesucht hatte. Und hell wurde es über ihr. Ein Licht fiel plötzlich auf ihr Thun. Daß also galt es, als sie so eindringlich zum letzten Mal jene Frage an ihn richtete! Daß er selbst darauf nicht verfallen war! Sie hatte ja keinen anderen Ausweg. Von der Enkelin trennen wollte sie sich nicht; verlaufen konnte sie nicht; auch nicht den Sohn vom Hof jagen. Sie, nur sie war im Wege, mit ihrem ohnehin zerstörten Leben.

So hatte sie heimlich ihren Plan gefaßt, stumm mit sich getragen und ohne ein Wort und Verlauten zur That gemacht.

Er kam sich klein vor, wenn er daran dachte.

Alfred Knobloch

Geldtendenzen.

Eroßes Fiasko aller Geldtheorien. Nicht der am Schreibtisch ausgeklügelten, sondern der von Bankmännern aufgestellten. In den Wochenberichten der Banken las man: „Ueber ein Kleines wird sich der Geldsegen offenbaren“. Keine Spur davon. Privatdiskont $2\frac{1}{2}$ %, tägliches Geld $1\frac{1}{2}$ %, Ultimogeld $3\frac{1}{2}$ % (gegen $5\frac{1}{4}$ %, $4\frac{3}{4}$ %, $4\frac{1}{8}$ % 4 Prozent in den Vorjahren): die äußeren Symptome also in schönster Ordnung. Nur von den Wirkungen merkt man wenig. Die Börse ist bescheiden. Daß der Umsatztempel in den ersten drei Monaten des Jahres rund 1 Million mehr abwarf (5,22 gegen 4,22) als im Vorjahr, war dem verfrühten Johannisstrieb im Februar zuzuschreiben. Da feierte man die Geburt einer neuen Börsenkonjunktur. In der Burgstraße gabs schmunzelnde Gesichter und in den Ecken stille Rechner, die sich, im Vorgenuß, den Uberschlag aufs Jahr machten. Doch die ganze Herrlichkeit verpuffte. Alles war nur Kontrastwirkung der niedrigen Geldsätze. Die Reichsbankpolitik flatterte, viel behender, als man ihr zugetraut hatte, von den höchsten Sprossen der Diskontleiter und trieb, wie es in kommunizierenden Röhren geschieht, auf der anderen Seite die Stimmung in die Höhe. Aber März und April sahen nichts mehr von dem lustigen Karnevaltreiben. Und das Räthsel des Geldes blieb ungelöst. Man weiß, daß es da ist, aber nicht, wo es steckt. Als der preussische Finanzminister seine Schahantweisungen anbot, erklärten sich 19 Milliarden bereit, für die Papiere einzutreten. Gebraucht wurden 600 Millionen. Wären aus taktischen Gründen, wegen der Zuteilungsquoten, 10 Milliarden genannt worden, so blieben mehr als 8000 Millionen übrig. Und wären es nur 5000: 4000 wären unter allen Umständen unbekanntes Aufenthaltel. Denn die Emissionen, die seit Beginn des Jahres erledigt wurden, haben nicht mehr als 1500 Millionen aufgefogen.

Die Industrie hat Aktien und Obligationen ausgegeben; aber jene sind meist im eigenen Revier geblieben (wie die neuen Stücke des Anilinconcerns und der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken), diese in engen Grenzen. Doch das Publikum ist für jedes Angebot eines hoch verzinslichen Papiers dankbar. Das zeigt den Weg zur Lösung des Geldproblems. Die fünfprozentigen Obligationen von Deutsch-Luxemburg sind zu 99% aufgelegt worden. Von 25 Millionen hatte 15 das Konfortium fest übernommen. Der Andrang war so groß, daß der Betrag schon durch die Voranmeldungen gedeckt war; und die Meisten nahmen die Sperre von sechs Monaten an. Deutsch-Lux braucht für sein Bauprogramm viel Geld; deshalb folgten die Emissionen rasch auf einander und jede Generalversammlung brachte Erörterungen über das Wachsthum der Betriebsanlagen und den Rückgang der Liquidität. Die Obligationen waren angekündet. Man wußte, daß die Gesellschaft Bankschulden tilgen werde, die seit der letzten Dividendenzahlung noch zugenommen hatten, glaubte aber, daß die neue Geldsache mit 15 Millionen erledigt sein werde. Auf 25 Millionen war man nicht vorbereitet.

Das gab also eine Ueberraschung; und dazu kam, daß die Deutsche Bank sich von Deutsch-Luz abwandte. Sie hatte eine Erhöhung ihrer Quote um den Antheil der Bergisch-Märkischen Bank gefordert. Der Abgang wirkte in diesem Fall, vielleicht nicht wider die Absicht, wie eine Kritik. Das Publikum verstand, daß der Deutschen Bank die Finanzpolitik von Deutsch-Luz nicht behage. Und die Bank widersprach nicht. Trotzdem wurden die fünfprozentigen Obligationen wie frische Semmeln verlangt. Für Papiere mit hoher Kente ist also Geld da. Viel Geld. Fünfprozentige Obligationen der Industrie sind so beliebt wie früher der vierprozentige Pfandbrief, der schon längst nicht mehr auf dem Sattelplatz gesehen wird, sondern nur hinten, wo die Totospieleer Truists bilden. Neulich wurde behauptet, München sei die theuerste Stadt des europäischen Kontinents. Steuern und Grundstücknoth in holhem Verein. Dem Berliner klang die Kunde erst wie die Posaune des Jüngsten Gerichtes, dann wie liebliches Geläute. Denn nun ergab sich, daß dem Berliner das Schicksal nicht so grob gekommen ist wie dem Münchener. Grundstücke, Pfandbriefe, Hypotheken: wenn der Dreiklang wieder in Mollakkorden tönt, dürfen die Herzen höher schlagen. Fürs Erste ist Alles noch unharmonisch. Das liebe Geld lacht im Winkel. Die Hypothekenspfandbriefe sind, leuchtend, um eine Sprosse weitergestiegen, bleiben da aber festgeschmiedet. Und die Banken können keine Hypotheken geben, wenn der Pfandbriefmarkt gesperrt ist.

Das Geld ist vom Immobilienkredit abgeschreckt worden und hat sich aus dem Bezirk der kleinen Zinsträger zurückgezogen. Einst hieß es, dem Grundstücksmarkt würde besser gehen, sobald das Geld „leichter“ geworden ist. Nun ist es leicht (besonders für Den, der's nicht hat): und das Schicksal des Grundstücksgeschäfts ist immer noch schwer. Die Makler verdienen nur an totzischeren Sachen. Besitzwechsel von einem Privatmann zum anderen. Während in den Außenbezirken, wo nackter Boden und nackte Fassaden das Kulturbild machen, jammervoll wenig umgekehrt wird. Was im Sand steckt, ist altes Geld; nicht viel neues.

Sind die Depositenkassen die Hüter des Geldschazes? Bei 1½ Prozent Zins für Tagesgeld locken sie nicht gerade mit Sirenenklängen. Trotzdem sind die Guthaben, seit Jahresanfang, größer geworden, weil Mancher sein Geld in die Bank trägt, der auf den rechten Zeitpunkt zum Einsteigen wartet. Die Kaste der Klugen, die zum niedrigsten Kurs einhandeln wollen, hat sich vergrößert. David Ricardo hat, als ihn Einer fragte, wie er's gemacht habe, um reich zu werden, geantwortet: „Ich habe stets gekauft, wenn die Anderen verkauften, und verkauft, wenn sie kauften.“ So hat selten ein Börsenmensch gehandelt. Jetzt war die Börse wieder mürrisch. „Auswüchse“ giebt es eben so wenig wie Spekulation. Auch keine Entrüstung über fremdländische Emissionen. Deutsches Geld ist froh, wenn es anständige Auslandsrenten findet. Vor zwei Jahren noch hätte es Mord und Totschlag gegeben, wenn deutsche Banken sich erküht hätten, Bosniaken ins Land zu bringen. Anno 1914 wird eine bosnische Anleihe als gutes Geschäft gewürdigt. Der

I. I. Finanzminister (nicht der österreichische, sondern der „gemeinsame“) hat direkt mit der deutschen Bankengruppe wegen der bosnisch-herzegowinischen Eisenbahnleihe verhandelt. Die beiden Länder sollen ein Netz von Eisenbahnschienen erhalten. Kostenpunkt: 400 Millionen Kronen. Natürlich ist die österreichische Finanz zuerst gefragt worden. Nur gerade in einer ungünstigen Zeit: Sommer 1913. Da steckte man noch tief in der Krisis und konnte nicht Ja sagen. Dann kamen die Geldgeschäfte der beiden Reichshälften. Deshalb wandte Herr von Bilinski sich nach Berlin. Die österreich-ungarische Gruppe will sich nun an dem Geschäft nicht beteiligen. Von der Gesamtsumme werden zuerst nur 60 Millionen begeben. Später wird wohl Wien mitthun. Auch für Bulgarien soll in Deutschland Geld aufgebracht werden. Nach mißglückten Versuchen in Frankreich und Oesterreich. Die Franzosen waren schon vor dem Krieg den Bulgaren nicht grün, die, nach jungtürkischem Vorbild, als Besucher des Geldmarktes neue Töne anschlügen. Spezialisierungen, wie sie von der französischen Regierung als Bedingung der Gote gefordert wurden, gab's nicht. Der preussische Handelsminister verlangte nicht weniger als der Kollege in Paris; und Berlin blieb den Bulgaren gesperrt. Hamburg nahm sie auf; aber erst nach zwei Jahren wurde ihnen die amtliche Börsennotiz gewährt. Dann kam ein Fiasko in London, das sich unter der Regide Hugos Loewy vollzog. Im Jahr 1912 glückte der Abschluß eines Anleihevertrages in Paris. 180 Millionen Francs, mit deren Hilfe die letzten sechsprozentigen Bulgaren konvertiert werden sollten. Der Krieg hinderte die Umtausch. Es gab nur ein paar Vorstöße. Die haben sich seitdem so vermehrt, daß eine Schwebende Schuld von mehr als 200 Millionen Francs zu tilgen ist. Wenn Etwas übrig bleiben soll, muß die Anleihe mindestens 300 Millionen bringen. Nach einem Bericht des Deutschen Konsulates in Sofia sieht die Wirtschaft Bulgariens besser aus als die Staatsfinanzen. Die Kaufkraft der Bevölkerung habe nicht gelitten; die Bauern (80 Prozent der Bewohner) sollen an guten Ernten, die Kaufleute an Lieferungen für den Krieg gut verdient haben. Daß die Bulgaren über eine materielle Sicherheit verfügen, war aus dem Erfolg der Requisitionsscheine zu ersehen. Die Regierung zahlte mit diesen Anweisungen Lebensmittel und anderen Bedarf. Die Bons sind noch nicht eingelöst. Insolvenzen waren selten. Freilich hatte auch Bulgarien bei Beginn des Krieges das allgemeine Moratorium eingeführt. Und nach dem Sieg war das Land des kahlen Ferdinand in anderem Glanz als heute.

Um Dauer und Umfang der Auslandemissionen kümmert man sich nicht. Die Banken sind sicher, daß sie Alles unterbringen, was 5 Prozent Zinsen trägt. Wie sollte es mit den Dividenden für 1914 werden, wenn nicht an „Zwischengewinnen“ eingebracht werden könnte, was an Zinsen fehlt? Der Kapitalist, der Werthpapiere kaufen will, läßt sich für Goldshares oder Gummiaktien nicht leicht einfangen. Er will fest und hoch verzinste Papiere. Das Geld ist wählerisch geworden und wird es bleiben, bis ihm die Wirtschaftskonjunktur neue Wege weist. Lado n.

Pixavon- Haarpflege



auf wissenschaftlicher
Grundlage

Die größte Wohltat, die
Sie Ihrem Haar
erweisen können.

Preis pro Flasche 2 Mk.
Mehrere Monate ausreichend.



LÖWEN - BIERE
sind auf der Höhe!
Export nach allen Weltteilen.

Löwen-Urgold :: in Kannen ::
Siphons, Flaschen
überall käuflich
oder bei der

Löwen-Brauerei A.-G.
Berlin N., Fernspr. Norden 10 570—10 573.

Conditorei Kranzler NEU! Nach dem Theater Kalte Platten. Chocolade Thee etc.	Unter den Linden 25 Kranzler- Ecke.	Restaurant Kranzler Déjeuner M. 3,75- Getränke nach Wahl unbegrenzt. à la carte Grill Intime Abend-Musik
---	--	---

Erholungs-Reisen zur See

nach Spanien, Portugal, Ägypten, Italien, Sizilien, Ägypten, Ceylon
nach Vorder- und Hinterindien, Japan, China und Australien

Reise-Scheine

Weltreisen

Welt-Reisebriefe

Nordseebäder-Verkehr

Nähere Auskunft, Drucksachen und Fahrkarten durch

Norddeutscher Lloyd Bremen und seine Vertretungen

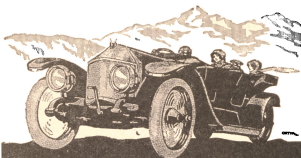
BAD ELSTER

Kgl. Sächs. Eisen-, Moor- und Mineralbad mit Emanatorium, berühmter Glaubersalzquelle, Mediko-mechan. Institut, Einrichtungen für Hydrotherapie usw. Grosses Luftbad mit Schwimmteichen. 500 M. h. d. M., gegen Wind geschützt, inmitten ausgedehnter Waldungen und Parkanlagen, a. d. Linie Leipzig-Eger. — Besuchervihr ständig wachsend, z. B. 17-18000. Saison: 1. Mai bis 30. September, dann Winterbetrieb. 18 Aerzte, 2 Aerztinnen.

Elster hat hervorragende Erfolge

bei Frauenkrankheiten, allgemeinen Schwächezuständen, Blutarmut, Bleichsucht, Herzleiden (Coronarkreisl.), Erkrankungen der Verdauungsorgane (Verstopfung), der Nieren und der Leber (Zuckerkrankheit), Fettleibigkeit, Gicht, Rheumatismus, Nervenleiden, Lähmungen, Exsudaten, zur Nachbehandlung von Verletzungen, Prospekte und Wohnungsverzeichnis postfrei durch die Kgl. Badedirektion.

Brunnenversand durch die: Mohrenapotheke in Dresden



Bergmann-Metallurgique

Fabrikate der Bergmann-Elektrizitäts-Werke A. G. Berlin.
Tourenwagen **Lastwagen**

Berlin-Halensee, Joachim-Friedrich-Straße 37.

Internationaler Sternflug nach Monaco

1. bis 15. April 1914.

Glänzende Leistungen der

BENZ FLUG-MOTOREN,

der einzigen deutschen Motoren, die an dem internationalen Wettbewerb teilgenommen haben.

Hellmuth Hirth erhält einen Preis von Fr. 3000

Hirth flog am 4. April 1914 mit Albatros-Doppeldecker mit einem

100 PS. 6 Cyl.-Benz-Motor

von **Gotha** mit Zwischenlandungen in Frankfurt a. M. und Dijon in netto

10 Stunden nach Marseille,

von wo er seinen Flug mit einem Wasserflugzeug, das mit einem 150 PS Benz-Motor ausgerüstet war, nach Monaco fortsetzte, jedoch bei einer, bei Tamaris vorgeschriebenen Berührung des Wassers verunglückte. Die glänzenden Leistungen Hirths u. sein Missgeschick, das ihn verhinderte, ans Ziel zu gelangen, sind hinreichend bekannt.

Ernst Stöffler erhält einen Preis von Fr. 1500

Auch der Flug Stöfflers ist eine bemerkenswerte Leistung. Er legte mit einem Aviatik-Doppeldecker, der mit einem

150 PS. 6 Cyl.-Benz-Motor

ausgerüstet war, eine Strecke von 963 km zurück. Le der musste er wegen Propellerbruchs bei Avignon niedergehen. Er hatte in vierzehnstündigem Flug mit ständigem Gegenwind zu kämpfen, der eine Geschwindigkeit bis zu 18 Sekundenmeter erreichte.

Benz & Cie., Mannheim.

Rheinische Automobil- u. Motoren-Fabrik A.-G.

Inhaberin des Kaiserpreises für den besten Deutschen Flugmotor.

	Theater- und Vergnügungs-Anzeigen	
--	--	--

Kleines Theater.

Heute 8 Uhr

Marys großes HerzDienstag und Freitag:
Jettchen Gebortl**Metropol-Theater.**

Abends 8 Uhr:

**Die Reise um die Erde
in 40 Tagen**Grosses Ausstattungsspiel mit Gesang und
Tanz in 30 Bildern, mit vollständig freier
Benutzung des Jules Verne'schen Roman's
von Julius Freund.Musik von Jean Gilbert.
In Szene gesetzt von Direktor Richard
Schultz.**Admiralspalast**

am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena Admirals-BadAllabendlich:
Kunstlauf-Produktionen
Tag und Nacht
:: geöffnet ::**Prunkvolle Eis-Ballets**
Herren- und Damen-Abteilung
Luxus-Bäder**Admirals-Theater** stets abwechslungs-
reiches Programm.**Victoria-Café**Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.**Nachtfalter Rattenschloss**U.d.Linden 27**Der Clou der
Berliner Nacht**Jägerstr. 63a

Das elegante moderne

BallhausAllabendlich
Réunion
Anfang 11 Uhr**Tyfloßbröck-Florfsmbinken**bälinbt.
woßlfunntunt
btkömmlich.**Die Qualität ist hervorragend!**

Elektrische Heiz- u. Koch- Apparate



*Elektr. Handausseife Apparat
im Gebrauch*

**Ausstellung der AEG
für Haushalt u. Werkstatt
Königsgrätzerstr. 4**

Restaurant Central-Hôtel

Déjeuner M 3.-

Diner & Souper M 4.-

Diskrete Künstler - Musik

Säle für Hochzeiten, Konferenzen und Festlichkeiten.

UNION-BANK

CENTRALE in MOSKAU

Vollgezeichnetes Kapital	30 000 000 Rubel
Reserven	5 281 523 „

Über ganz Russland ausgedehntes Filialennetz, 82 Filialen, 13 Agenturen.
Filialen in Deutschland: **Berlin, Danzig, Königsberg.**

Ausgedehnte Facilitäten für bankgeschäftliche Transaktionen mit Russland.

Union-Bank Filiale Berlin, Unter den Linden 53.

Neue Börse. : Rudolf Engel's Gemäldesäle in Frankfurt a. M. : Börsenplatz.
Ständige Verkaufsausstellung von Gemälden erster moderner Meister. Versteigerungen
von Gemälden, Antiquitäten, Kunstsachen aller Art, einzeln oder in ganzen Sammlungen
zu kulantesten Bedingungen. — Ca. 300 wissenschaftlich angefertigte Kataloge
erschienen. — Verlangen Sie bitte Katalog P.



Reiseführer



Baden-Baden Pension Luisenhöhe
Haus I. Ranges in bester Lage.

Coblenz a. Rh. Hôtel Bellevue - Coblenzer Hof
Mod. Hôtelprachtbau m. d. best. Ertragskraft.
d. Hôtelhygiene ausgest. Sitzen- u. Konferenz-
zimmer. Wein- u. Bierrestaurant. R. R. Großraum

Dresden - Hotel Bellevue

Weißbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Düsseldorf Parkhotel
I. Familienhotel d. Stadt, in vor-
nehmst. ruhigst. Lage am Hof-
garten. 1912 d. Neubau bedeut.
vergrössert. Gr. Konferenz- u.
Festsäle. Dir. F. C. Eisenmenger

„Kaiserhof-Elberfeld“
Neuerb. Haus erst. Rang. Denk. rüst.
Lage im Mittelp. d. Stadt Elberfeld, ge-
genüb. d. Hauptb. Konferenz- u. Aus-
stellungszimmer. Zimmer v. M. 3. — ab.

Kaiserhof - Bad Ems Clubhôtel des Tennisclubs, Café, Bar.
Erstklass. Restaurant, gleicher Besitz:
Ausflugsort L'ndenbach.

Bad Ems Hôtel Russischer Hof
Neu renoviert. :: Neue Direktion.

Garmisch, Grand Hotel Sonnenbühl
Haus I. Ranges, direkt
am Wald u. See.

Sanatorium Theresienhof
bei Goslar a. Harz. Zur Behandlung der äußeren u.
inneren Krankheiten (des Herzens, Magens, Darms-
etc.). 2 Aerzte. Prospekte. San-Rat Dr. Gellhars, Nervenarzt; San-Rat Dr. Well, 2. Arzt

Hannover Palast-Hôtel „Rheinischer Hof“
Neu erbaut 1913.
Gegenüber dem Hauptbahnhof. Ernst August Platz 4.
Vornehmes Wein-Restaurant, Fließ. kalt. u. warmes Wasser, sowie Telefon in jed. Zimmer.
Wohn- u. Einzelz. m. Bad u. Toilette. Zimm. v. M. 3.50 an. Tel. 85301/8533. Dir: Hermann Hengst.

Hildesheim, Der Kaiserhof.
Haus d. D. Offizier-
Vereins. I. Haus am
Platze. Vornehmes
Weinrestaurant. Konferenz-Säle.
Inh. W. Lanje.

KURHAUS MOSER :: BAD KISSINGEN
Ruhiger Aufenthalt, für geistige Arbeiter geeignet.

Köln, Hotel Comödienhof,
Komödienstr. 85-93, Tel. A. 4831 A 1212
Aller Komfort. Fließendes Wasser auf
allen Zimmern. Mäßige Preise.

Köln - Savoy-Hôtel
am Dom, erstes Familien-Hôtel.
Neu: Grillroom und Hôtelbar.

Köln : Hôtel Continental
am Dom :
1912 umgebaut.
Zimmer m. Bad.

LUZERN Hotel Montana
Herrliche Lage. Haus I. Ranges

LUZERN Hotel Schweizerhof
600 Betten
moderner
Komfort.
Besitzer: Gebrüder Hauser.

Ferien-Reisen nach dem Norden

mit der

„Thalia“ des Österreichischen Lloyd

VI. „Nach Spanien, Portugal und dem Norden“

vom 24. Mai bis 15. Juni. — Genua, Monte Carlo, Barcelona, Valencia, Malaga (Granada), Gibraltar, Tanger, Cadix (Sevilla), Lissabon, Arosa Bay (Santiago), Corvo (Insel Wigh), Amsterdam. — Fahrpreise samt Verpflegung von zirka M. 385.— an.

VII. „Erste Nordlandfahrt: Nordische Städtereise“

vom 19. Juni bis 8. Juli. — Von Amsterdam über Brunsbüttel, Kiel, Stockholm, Kopenhagen, Christiania, Koperwik, Odde, Noreimsund, Tisse, Bergen, Koperwik, Helgoland nach Amsterdam. — Fahrpreise samt Verpflegung von zirka M. 406.— an.

VIII. „Zweite Nordlandfahrt: Nach dem Wikingerlande“

vom 11. bis 31. Juli. — Von Amsterdam über Koperwik, Osterwik, Sabö, Ole, Hellesylt, Mosk, Raftsund, Tromsö, Nordcap, Hammerfest, Lyngen, Swartisen, Dröthenheim, Molde, Loen, Balholmen, Lister, Gudvangen, Bergen, Koperwik, Helgoland nach Amsterdam. — Fahrpreise samt Verpflegung von zirka M. 406.— an.

IX. „Dritte Nordlandfahrt: Nach Spitzbergen und dem ewigen Eis“

vom 5. bis 30. August. — Von Amsterdam über Molde, Tromsö etc., Nordcap zur Grenze des ewigen Eises, Spitzbergen (Vargöfjorden, Magdalenen—Bay, Cross—Bay, Bell—Sund), Hammerfest, Dröthenheim, Bergen nach Amsterdam. — Fahrpreise samt Verpflegung von zirka Mk. 540.— an.

Landausflüge durch Thos. Cook & Son.

Prospekte gratis und Auskünfte bei dem Oesterreichischen Lloyd: Berlin, Unter den Linden 47; Göttingen, Wallraßplatz 7; Elberfeld, Reisebureau Schnert & Hartmann, Hotel Kaiserhof g. d. Hauptbahnhof, Frankfurt a. M., Kaiserstraße 31; München, Weinstraße 7; Hamburg, Neuer Jungfernstieg 7; Dresden, Alfred-Kohn, Christianstraße 31; Leipzig, Friedrich Otto, Georgstraße 3; Breslau, Reisebureau Kap. von Knoch, Neue-Schwandritzer-Straße 6; Weimar, Kärntnering 6; Genf, A. Nuttal, le Coultre & Co., Grand Quai 24; Prag II, Wenzelsplatz 67.

Saison Mai-September
Freiwillig von und zu
Guttenberg'sches

BAD NEUHAUS

Station Neustadt a. d. Saale
Strecke Schweinfurt-Merano.
Sol- und Moorbäder, Trink- und
Bade-Kuren, Mittelstandspreise

Kohlensäure Kochsalzquellen.
Erprobte Heilkraft bei Magen- und
Darmkatarrhen, Gallensteinen, Rheu-
matismus, Gicht, Herzleiden, Frauen-
leiden, Hämorrhoidal-leiden u. s. w.

Prospekte u. Auskunft durch die Badeverwaltung

Bad Neuhaus a. d. Saale.

Fernspr.: Neustadt a. d. Saale No. 47.

255

☛ Zur gefälligen Beachtung! ☛

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des

Georg Müller Verlag, München und Berlin

bei. Wir empfehlen diesen Prospekt der besonderen Beachtung
unserer Leser.



Reiseführer



MAINZ : Hof von Holland
Altbekanntes, vornehmes Haus.

München Hôtel „Marienbad“ Einziges
Garten-
hôtel Münchens. Vornehme, völlig ruhige Lage.
dar. f. geistige Arbeiter geeignet. Grösst. Komfort.

Thermal-Sol-Radium- Heilerfolge
Bad Münster am Stein bei
Rheumatismus, Gicht,
Frauen-Krankheiten,
Hals- u. Rachenleiden.

Grand Hotel Kaiserhof, Bad Nauheim

Bes. **B. H. Haberland.** Einziges allererstklassiges Haus direkt gegenüber den
Badhäusern. Im eignen grossen Park gelegen. Modernster Komfort.

Nürnberg Württemberger Hof
Ganz neuer Prachtbau. Direkt. Ernst Tonndorf

Oberkrummhübel i. R. Ausgangspunkt sämtliche
Sportbahnen

Hotel Preussischer Hof Tel. Nr. 7 P. Deichen

Pension Hennighausen, Partenkirchen
Vornehmes Haus mit grossem Garten. Aller Komfort Tel. 285.

PRAG Hôtel de Saxe Vornehmstes
Hôtel mit
modernstem Komfort bei massigen Preisen.

Strassburg i. E. Restaurant Sorg
Das vornehmste Wein-Restaurant der Stadt.

Wiesbaden :: Nassauer Hof Hochvornehmes Hotel in
freier bevorzugter Ost-
und Südlage gegenüber Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Badhäuser mit direkt eigenem
Kochbeckenanzug. 10 Wohnungen und Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

ZÜRICH HOTEL PELIKAN
Neues, modern eingerichtetes Haus. Ruhige Lage.

CITY-HOTEL • ZÜRICH Sihlstrasse — Bahnhofstrasse
A. Bohrer-Heim, propr.

Neu erbautes, komfortabel ausgestattetes Haus, 120 Betten von
Fr. 4.— an. Fließendes Wasser, kalt und warm, in allen Zimmern,
Doppeltüren. Wohlgepflegte Küche und Keller, nur Originalware.

Behag- Café-Restaurant. • Löwenbräu München. • Original Pilsener.
liches

Touristen und Familien angelegentlichst empfohlen.

Ob ein Blick in Seelentiefen

durch diese Beurteilung nach Hand-
schriften wirklich von Wert ist? Darüber
sprechen im Prospekt Empfehlungen na-
hafter Persönlichkeiten, die während
20 Jahren immer aufs neue Urteile und Be-
ratungen kennen lernten. Prospekt frei.
P. Paul Liebe, Augsburg I.

Schriftsteller !!

Belletristik und Essays gesucht
zur Veröffentlichung in Buchform!
Erdgeist-Verlag, Leipzig 13.

Rennen zu Hoppegarten

Erster Tag

Sonntag, den 3. Mai, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.:

Grosses Hoppegartener Handicap

(Preise 13 000 M.)

Eröffnungs-Rennen

(Preise 5 000 M.)

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den Anschlagsäulen

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	Mk. 10,—
do. II. „	„ 9,—
Ein 1. Platz Herren	„ 9,—
do. Damen	„ 6,—
Ein Sattelplatz Herren	„ 6,—
do. Damen	„ 4,—
Sattelplatz Damen und Herren . .	„ 3,—
Ein dritter Platz	„ 1,—

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, spezialisierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4-7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebengelass versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau dem besten Bauen des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Bogenlampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 20, 23, 26, 29, 35 und 44. Autocombus etc. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Bitterstrasse-Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird demnächst eröffnet und führt von der Dreibundstrasse, Ecke Katzbachstrasse, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Auskünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreibundstrasse u. Hohenzollernkorso, Telefon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Wascheiletten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.


Licht-Spiele
Mozart-
Saal
 Hollendorfsplatz.

Das glänzende
Programm

Wer krank ist

erhält umsonst mein Schälchen
über Behandlungsmittel und
gute Mittel zur Behandlung von
Magenscheiden, Verstopfung, Hämorrhoiden,
Blutarmut, Bleichsucht,
Nervosität, Gicht, Rheuma, Ischias,
Ausgänge, Flechten, Bekenntnisse.

Holen trauere grüßen!

Krankenschwester Marie

WIESBADEN-K. 219
Adelheidsstr. 13.

Zweite vermehrte Auflage.

Dr. W. Rudeck,

**Geschichte der öffentlichen
Sittlichkeit in Deutschland.**

614 Seiten m. 58 interess. Illustrationen 10 M.
Leinwbd. 11.50 M. Halbfz. 12 M.

... Offenbart sich diese göttl. Rücksichtslosigkeit u. völlig schleierlose Nacktheit genügend im Text, so bedauern wir nur die Wahl des Titels, welcher d. Gesch. der öffentl. Unsittlichkeit hätte heissen müssen. Das Werk enth. d. beste Satire d. gut. alten Zeit u. zeigt d. moralischen Fortschritt geg. früher." (Berl. Klin. Wochenschr.)

Prospekte u. Verzeichnisse über Kultur- und Sittengeschichte. Werke gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W 30,
Barbarossastr. 21 II.

Rennen zu Hoppegarten

Zweiter Tag

Montag, den 4. Mai, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.:

Goldene Peitsche

und Preise 7 500 M.

Edgardo-Rennen

(Preise 7 300 M.)

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den Anschlagsäulen

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe . . .	Mk. 10,—
do. II. „ . . .	„ 9,—
Ein 1. Platz Herren	„ 9,—
do. Damen	„ 6,—
Ein Sattelplatz Herren	„ 6,—
do. Damen	„ 4,—
Sattelplatz Damen und Herren	„ 3,—
Ein dritter Platz	„ 1,—

Terraingesellschaft Berlin-Nordost.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten und bei uns erhältlichen Prospektes sind

M. 700 000.— neue Aktien

der

Terraingesellschaft Berlin-Nordost in Berlin

700 Stück No. 2101—2800 zu je 1000 M.

zum Handel und zur Notiz an der hiesigen Börse zugelassen worden

Berlin, im April 1914.

Mitteldeutsche Creditbank. Steinfeld & Co.

Jener eine Gedanke,

ob ein Blick in Seelentiefen durch diese Beurteilungen nach Handschriften wirklich Wert hat, interessiert Sie kaum. Wichtig. Wenn Sie hier nun Anderes innen werden als durch bloße Schriftdeutung? Im Prospekt sprechen Empfehlungen samhafter Persönlichkeiten, die während 20 Jahren immer aufs neue diese Urteile und Beratungen kennen lernten. Prospekt frei.

P. Paul Liebe, Augsburg i.

Zucker — krankte erhält. — feinst. Braunkohl. — für eine auf- — fachenregende Entdeckung. Ohne besondere Diät. Hauptbestandteil nach zum Deutsch Reichspatent angemeldet. Verfügen hergestellt. Vorfrüchte genügt an Apotheker Dr. A. Uecker & Co. b. d. d. Niewerle 11a b. Sonnenrich.

Einjährigen - Anstalt, Dr. Fackelmann, Berlin W 15, Güntzelstr. 32.

Pünktlich, wie stets zu Beginn der Reisesaison, hat sich auch das Continental-Handbuch in neuer Auflage wieder eingefunden. Alljährlich ist die hohe Auflage die es zuverlässigsten Führers und unentbehrlichsten Ratgebers für den Automobilmann rasch vergriffen; gewiß das beste Zeugnis für die außerordentliche Beliebtheit dieses jetzt im 12. Jahrgang erscheinenden Buches. In 1084 Seiten ist alles Wissenswerte für den Auto-Reisenden enthalten, u. a. das alphabetische Verzeichnis der Städte mit Hotels, Garagen, Benzin- und Oelstationen. Der Hotelanhang bringt Empfehlungen besonnenster Hotels, die besonders auch auf die Unterbringung der Autos eingerichtet sind. Außerdem geben die Pläne der bedeutendsten deutschen Städte, 2 Übersichts- und 13 Sektionskarten, Tarife, Tabellen, behelfliche Vorschriften, erschöpfenden Aufschluß über die dem Automobilisten begegnenden Fragen. Besonders praktisch zu verwerten sind die ca. 450 ausgearbeiteten Längs- und Rundtouren, die durch die schönsten Gegenden Deutschlands führen. So ausgestattet, dürfte auch die Neuauflage 1914 des Continental-Handbuchs wieder der beste Freund des Automobilisten werden, um so mehr, als es jedem Automobil- oder Motorradfahrer, der sich als solcher legitimiert, gegen Voreinsendung von 50 Pfg. für Porto und Versandkosten gratis zugesandt wird.

Nettelbeds Leistung kein Welt-Rekord! Welt-Rekordmann bleibt Guignard! Die in letzter Zeit vielfach verbreitete Nachricht, daß Nettelbed den Stundenweltrekord hinter Motorführung verbessert habe, entspricht nicht den Tatsachen. Laut amtlicher Bekanntmachung des „Verbandes deutscher Radrennbahnen“ konnte Nettelbeds Angriff auf den Guignard'schen Weltrekord nicht als erfolgreich anerkannt werden. Mit ihm ist nach wie vor der 1909 von Guignard aufgestellte Weltrekord — 101,623 km die Stunde — das schnellste, jemals auf einem Fahrrad erzielte Studententempo. Guignard, der erst im vorigen Jahre wieder die Weltmeisterschaft für Steher an sich brachte, bediente sich zu diesen, wie zu seinen zahlreichen anderen glänzenden Erfolgen des Continental-Pneumatik. Wir haben es hier aber nicht nur mit dem erfolgreichsten Reifen auf der Bahn zu tun — die vorjährigen Weltmeisterschaften wurden beide auf ihm gewonnen —, sondern mit dem in gleicher Weise auch auf der Straße überlegenen Reifen. 5 große Straßenrennen wurden in dieser Saison schon ausgefahren und jedesmal siegte der Continental-Pneumatik. Continental muß nach alledem als der beste Fahrradreifen angesprochen werden.

Lederfabrik Hirschberg vorm. Heinrich Knoch & Co.

Bilanz am 31. Dezember 1913.

Aktiva.		M.	pf.	M.	pf.
Grundstücke- und Gebäude-Konto: Bestand am 1. 1. 1913		1 787 708	24		
Zugang in 1913		190 376	72		
		1 988 085	96		
3% Abschreibung	M. 58 442,38				
Extra-Abschreibung	100 000,—	158 442	58	1 788 643	38
Gruben-Konto: Bestand am 1. 1. 1913		100 329	50		
8% Abschreibung		12 826	86	147 508	14
Maschinen- und Kessel-Konto: Bestand am 1. 1. 1913		1 201 461	26		
Zugang in 1913		230 766	74		
		1 432 226	—		
10% Abschreibung		143 022	80	1 291 706	20
Rohmaterialien-Konto: Bestand an Rohhäuten u. Gerbstoffen am 31. 12. 1913				1 449 512	—
Gerberei-Konto: Bestand an in Arbeit befindlichen Häuten am 31. 12. 1913				8 431 167	—
Waren-Konto: Bestand an fertigen Leder in Hirschberg und an den auswärtigen Lägern am 31. 12. 1913				1 919 997	—
Kassa-Konto: Bestand an Kassa hier, bei den Filialen Berlin und Frankfurt und Guthaben auf Postcheck- und auf Reichsbank-Giro-Konto am 31. 12. 1913				270 804	31
Wechsel-Konto: Bestand an Wechseln am 31. 12. 1913				489 065	08
Effekten-Konto: Bestand an Effekten am 31. 12. 1913				8 623	76
Debitoren-Konto: Aussonstünde am 31. 12. 1913				5 912 949	21
Fuhrwesen-Konto: Bestand an Wagen, Automobilen etc. und Pferden am 1. 1. 1913		10 000	—		
Zugang in 1913		40 862	—		
		50 862	—		
Abschreibung		40 862	—	10 000	—
Betriebsmaterialien-Konto: Bestand an diversen Materialien am 31. 12. 1913				113 007	—
Wohlfahrteinrichtungen f. d. Beam. u. Arbeit. d. Lederfabrik G. m. b. H.: Geschäftsanteile d. Lederfabrik am 1. 1. 1913		195 000	—		
Abschreibung		25 000	—	170 000	—
				17 008 977	08
Passiva.		M.	pf.	M.	pf.
Aktien-Kapital-Konto				4 000 000	—
Obligationen-Konto				988 000	—
Reservefonds-Konto				400 000	—
Spezial-Reservefonds-Konto				1 500 000	—
Dividenden-Ergänzungsfonds-Konto				800 000	—
Agio-Konto				29 650	—
Arbeiter-Unterstützungsfonds-Konto				158 356	64
Beamten-Pensionsfonds-Konto				172 000	—
Sparkasten-Konto				890 158	38
Obligationenzinsen-Konto				11 862	50
Dividenden-Konto				600	—
Akzept-Konto				8 108 666	10
Kreditoren-Konto				1 969 884	14
Tratten-Konto				2 324 452	61
Talonsteuer-Konto				40 000	—
Interims-Konto				40 000	—
Wehrsteuer-Konto				23 027	—
Zinsen-Konto				141 461	50
Gewinn- und Verlust-Konto: Vortrag aus 1912		179 568	78		
Gewinn in 1913		780 928	87		
				910 492	16
Hievon auf: Spezial-Reservefonds-Konto		50 000	—		
Dividenden-Konto		400 000	—		
Tantiemen-Konto		311 658	86		
Arbeiter-Unterstützungsfonds-Konto		25 000	—		
Beamten-Pensionsfonds-Konto		25 000	—		
Vortrag auf 1914		198 832	28		
				910 492	16
				17 008 977	08

Gemäß dem Beschluss der am 25. d. Mts. stattgehaltenen ordentlichen Generalversammlung gelangt eine Dividende von 10% oder pro Aktie Mark 100.— zur Verteilung. Dieselbe kann von heute ab gegen Anbündigung des Dividendenscheines No. 21 bei unserer Kasse oder bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft, Berlin und Frankfurt a. M.**, bei der **Norddeutschen Bank in Hamburg, Hamburg**, bei der **Dresdner Bank, Frankfurt a. M.**, und bei der **Vögtländischen Bank in Plauen i. Vglb.** in Empfang genommen werden.

Hirschberg a. d. Saale, den 25. April 1914.

Lederfabrik Hirschberg vorm. Heinrich Knoch & Co.

Knoch.

Kern.

M. Knoch.

Mandoli



Deutschlands
führende
Cigarettenmarke
Trustfrei

Steckenpferd- Seife

die beste Lilienmilchseife
für zarte weiße Haut

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse Pavillon Mascotte

Täglich:

Prachtrestaurant

Reunion

::: Die ganze Nacht geöffnet ::

Metropol-Palast — Bier-Gabaret

Laufzeit 8 Uhr.

Jeden Monat **neues** Programm.

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Feist Cabinet

extra dry.

In Qualität
unübertroffen

Autoren

bietet Buchverlag günstigste Bedingungen
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
Berlin-Halensee

Steuerberatung

In all' Ihren
Steuersachen vertritt und berät
Sie fachmännisch
das **Steuerkontor G.m.b.H.**
Berlin SW. 11, "Kroppenburger" Str. 70
Tel.: Amt Lützow 7365
Prospekt „D“ frei.

Für Gesellschaften, Skat.



Camphausen-Tönnchen-Siphon

Frisch, Sauber, Selbstbedienung,
keine wertlosen Bierreste.

Pilsner Urquell	5 Liter-Siphon	M. 8,00
Kürnb. Münch. Culmbacher		8,25
Köslitzer Schwarzbier		8,75
Dunkles Lagerbier		2,50

In jedes Haus oder Bahnhof Berlin.
In hygienisch vollend. Weise abgefüllt.
F. & M. Camphausen,
Berlin SW. 11. Tel. Lütz. 924/916.
Hildesheim, Hannover, Stettin.
Flaschenbiere laut Preisliste.

**Insertaten-
Annahme für**

„Die Zukunft“ durch die **Anzeigenverwaltung**
Alfred Weiner

Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207, Fernspr. Ztr. 8740 J. 9797
sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Heidsieck & Co. Reims

Walbaum, Goulden & Co. Successeurs
Maison fondée en 1785.

seit



1818

Monopole sec
Monopole goût américain
Dry Monopole

Zu beziehen durch den Weinhandel.